

Kapitel 1

Toilettengang...

21. Juni 1963

Noch fünf Minuten bis Dienstschluss, dann kann er endlich nach Hause gehen.

Rossi sitzt auf der Toilette und liest die *Gazetta dello Sport* vom Freitag der vergangenen Woche. Gleich in aller Frühe hat ihm Bürgermeister Brambilla das druckfrische Exemplar von seinem Schreibtisch weggeschnappt, und dies ausgerechnet an einem Montag, wenn die Ergebnisse des *Totocalcio* vom Wochenende herauskommen.

«Verdammt, wo ist denn nur ...», murmelt Rossi, während er sich suchend nach einer neuen Rolle umsieht. Erst gestern hat er dem *Custode*, dem Hausmeister, Bescheid gesagt, dass man das Toilettenpapier mal wieder auffüllen müsste. «Aber man kann sich ja den Mund fusselig reden», flüstert er ärgerlich, «hier tut ja doch jeder, was er will.»

Rossi ist verärgert: «Sie haben doch nichts dagegen ...! Sie haben doch nichts dagegen, dass ich mir Ihre Zeitung mal ausleihe ..., hat Brambilla gesagt!», brummt er wütend. «Natürlich hab' ich was dagegen», sagt er etwas zu laut, lässt aber dann seine Stimme zu einem Flüstern herabsinken. «Nur wenn ich dem Bürgermeister die *Gazetta* nicht überlassen hätte, dann müsste ich wieder Überstunden schieben ..., die ganze nächste Woche», seufzt er, und versucht umständlich, eine Seite des riesigen *Giornale* umzublättern.

«Im Taschenbuch-Format müsste man die Zeitungen drucken», schimpft er leise, «diese rosaroten Tapeten kann ja kein Mensch vernünftig lesen.»

Und während er zur letzten Seite blättert, lässt er, wie um seinen Unmut kundzutun, einen fahren, dass es laut von den Wänden widerhallt.

Erschreckt über das unerwartet laute Geräusch, zuckt er zusammen ..., horcht für einen Moment ... Aber außer ihm selbst befindet sich niemand in dem dunkelblau gekachelten Toilettenraum des Bürgermeisteramts von *Casolaio di Cucuzzo*.

Heute will er sich im Büro nicht mehr sehen lassen, denn das ganze Wochenende musste er arbeiten. Unbezahlt natürlich! Wieder einmal wurde gewählt. Ein neues Parlament für *Bella Italia*. <Als ob das viel ändern würde>, denkt er sich!

Einige Abgeordnete der Regierungskoalition hatten dem Parlament *Fanfani* das Vertrauen verweigert. Anonym natürlich. Damit niemand bemerkt, dass auch einige Abgeordnete der Koalitionsfraktionen gegen den amtierenden Präsidenten gestimmt haben. Und nun muss eben ein neues Parlament her, das achtzehnte seit dem Ende des Krieges, aber das stört niemanden im Wahlkreis von *Casolaio di Cucuzzo*, auch nicht in Rom, und nicht im Rest der Republik *Italia*.

Rossi kennt das schon, in den letzten zwanzig Jahren, seit er hier Dienst tut, hat er das schon zigmal erlebt. Und jedes Mal musste er aushelfen.

Zuerst an der Urne.

Freundlich lächeln – Pass kontrollieren – Schlitz auf – Schlitz wieder zu – wieder freundlich lächeln. Stundenlang, in brütender Hitze ..., und mit rinnendem Schweiß.

Am späten Abend beim Auszählen dann – die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins ...?

Für einen wie Rossi, sind die Stimmzettel wie die *Carta d'identità*¹ guter alter Bekannter.

Die des Automechanikers Valter Manzini zum Beispiel. Er arbeitet in der Werkstatt von Antonio Griseldi, und hinterlässt immer tiefschwarze Ölflecken auf dem riesigen, ausgefaltet fast einen Quadratmeter messenden Papier.

«Ich kann mir meine Pfoten waschen, so oft ich will, das Dreckszeugs kriege ich einfach nicht ab», entschuldigt er sich jedes Mal, hebt seine schwarzöligen Hände und lacht verlegen, wenn er seine Stimme abgibt.

Oder den Stimmzettel des Schreiners Gualtiero Pannozzini. Seinen bekommt man oft nicht auseinander, weil er immer Leimspuren an den Fingern hat. Tischlerleim auf Knochenbasis trocknet eben langsam, dafür hält er ..., eine Ewigkeit!

Lustig, und fast bei jeder Wahl ungültig ist der Stimmzettel von Alessandro Wannemaker, genannt: *l'Americano*! Der macht sein Kreuz so groß, dass es über den halben Bogen reicht. Man kann es eigentlich keiner Partei zuordnen, deshalb landet seine Stimme bei fast jeder Wahl im Papierkorb.

¹Personalausweise

«In Texas macht man das so», sagt er und grinst unter seinem riesigen *Five-Gallon-Setson* hervor, den er sich vor Jahren von drüben, *the States*, wie er sagt, mitgebracht hat.

«In den Staaten ist eben alles größer, auch die Kreuze auf den Wahlzetteln», teilt er jedem bereitwillig mit, der ihn darauf anspricht.

Eigentlich ist er gar kein Amerikaner, ist sogar in *Casolaio di Cucuzzo* geboren und heißt mit seinem Geburtsnamen *Alessandro Vandelli*. Nur seit er Amerika den Rücken gekehrt hat, nuschelt er so merkwürdig, dass man ihn kaum verstehen kann. Statt *Buon Giorno* sagt er *Good Mornin*, wobei er jedes Mal das <g> am Ende, auf großzügig amerikanische Weise verschluckt. Das *Ciao Ragazzi* wird bei ihm zu einem *See you Guys*. Er selbst nennt sich *Al Wännemäiker* und besteht darauf, dass seine Freunde den Namen ebenfalls so aussprechen, als hätten sie eine heiße Kartoffel im Mund. Doch kaum jemand tut ihm den Gefallen. Allenfalls, sobald man spät abends in der Osteria beim fünfzehnten Glas Chianti angekommen ist.

Ständig schwärmt Alessandro von Amerika, wie groß und schön dort drüben alles ist und wie modern, und jeder in der Stadt hat sich schon gefragt, was ihn denn bewogen hat, nach fast fünfzehn Jahren wieder nach Italien zurückzukehren. Seine Frau Tiziana hat das Rätsel dann gelöst und in der ganzen Stadt verbreitet, dass man kläglich gescheitert sei, damals, nach dem Krieg, als man sich entschlossen hatte, in den USA einen neuen Anfang zu versuchen. Mit der Sprache habe man Probleme gehabt, Arbeit habe man auch keine gefunden, und das Geld sei sehr bald alle gewesen. Und als es dann mit der kleinen Bäckerei in *Alvin*, einem kleinen Ort im Süden von *Houston*, auch nicht so funktionierte, wie man sich das vorgestellt hatte, da sei man eben reumütig in die alte Heimat zurückgekehrt.

«Ihr müsst nämlich wissen, die Amis kennen kein richtiges Brot», sagte Tiziana. «*Che cosa ci si puo' aspettare*²! Die essen nur so weißes, weiches Zeugs, als ob sie alle keine richtigen Zähne mehr hätten.» Dabei lachte sie laut und entblößte ihr lückenhaftes Gebiss.

Alessandro war das gar nicht recht, dass seine Frau so leichtfertig seinen Misserfolg ausplauderte. Er fand, sein ganzer Ruf sei jetzt dahin. Aber das störte ihn nur für eine kurze Weile, bald war er wieder *l'Americano*, der es in den Staaten zu etwas

²Was kann man von denen schon erwarten

gebracht hatte und nur zurückgekehrt sei, weil man ohne ihn und seine *Panini* hier in *Casolaio di Cucuzzo* sowieso nicht auskommen könne.

Für Rossi lief diese Wahl etwas anders ab als sonst. Dieses Mal sollte er die ungültigen Stimmzettel gleich in den Papierkorb werfen. So hatte es Dottor Smeraldi angeordnet, der Fraktionsvorsitzende der *Partito Salvagente Italiano*.

«Sonst könnten die *maledetti*³ *Comunisti* noch auf die verrückte Idee kommen und eine Nachzählung verlangen.»

Er war extra aus Rom angereist, um seinen Kandidaten hier in der heißen und trockenen Basilicata zu unterstützen, und es war ihm deutlich anzumerken, dass er dies nicht besonders gern getan hatte.

Bis spät in die Nacht musste Rossi Stimmen zählen und dann, als endlich all die Guten im Töpfchen waren, verlangte Signor Varese und der Bürgermeister von ihm, dass er auch noch die beiden Wahllokale reinigen sollte.

Silvana Puddu, die Putzfrau, nämlich weigerte sich strikt. Und als Signor Brambilla es einfach so aus dem Handgelenk, anordnen wollte, da hatte sie ihm frech erwidert;

«*Straordinari*⁴ ... während der Wahnacht ... ? Das kostet extra!»

Außerdem würde sie am nächsten Tag sowieso erst ab neun Uhr zur Arbeit erscheinen, weil sie ihre Tochter zum Zahnarzt bringen müsste.

Signora Puddu, eine selbstbewusste Frau, ist in Olbia zu Hause, einer mittelgroßen Stadt auf Sardinien. Sie hat einen festen Hintern wie ein Brauereipferd. Für Männer die es mögen, – und davon gibt es anscheinend genügend –, sieht sie einfach hinreißend aus. Ihre Taille misst einige Zentimeter mehr als üblich, und ist wohldefiniert, wie bei einer Sanduhr. Nun ja, einer etwas größeren Sanduhr eben. Sie hat einen kräftigen Oberkörper und Arme so stark wie die eines Stahlarbeiters. Schäferin wollte sie nicht werden, einen Schäfer heiraten erst recht nicht und so tingelte sie die letzten Jahre als Putzfrau durch ganz Italien. Vor acht Monaten ist sie dann in *Casolaio di Cucuzzo* hängengeblieben, weil ihr Antonio Griseldi, der Automechaniker, schöne Augen machte.

³verfluchten

⁴Überstunden

Als sie von der Wirtsfrau, Olga Balocchi, darauf aufmerksam gemacht wurde, dass ihr *Amoroso* bereits in festen Händen sei, da hat sie nur gelacht und zwei Reihen strahlend weißer Zähne gezeigt.

«Mann ist Mann», hat sie gesagt, «ob er verheiratet ist oder nicht, ist mir egal, solange er mir gefällt bleibe ich eben», war alles, was Silvana darauf erwiderte.

Und.

«Was kümmert's mich, wenn die dumme Gans ihren Mann nicht halten kann?»

Auf jeden Fall würde *sie* in der Wahlnacht nicht putzen, mit ihr ließ sich nicht handeln, sie hatte ihren Preis, ließ Silvana alle die im Raum waren lautstark wissen. Sie ist eben eine starke Frau mit festen Grundsätzen.

«Das kann sich die Gemeinde nicht leisten», erwiderte der Bürgermeister und versuchte ein strenges Gesicht zu machen.

«Es müsste doch eine Ehre für dich sein, Silvana! Eine Ehre, am Wahlerfolg des Kandidaten unserer Partei mitzuarbeiten», sagte Brambilla, und sah sie kleinlaut und flehend an.

Erstens sei das nicht ihr Kandidat, zweitens ihre Partei schon gar nicht, und drittens, für die Ehre hätte sie bisher noch nie gearbeitet, sondern nur für Geld!, erwiderte Silvana schnippisch, warf zielsicher den Wischlappen in den Eimer dass es spritzte und zog sich ihre Schürze aus.

«Silvana . . . , du bleibst», befahl der Bürgermeister außer sich, aber da geriet er an die Falsche.

«Deine Ehre kannst du dir an den Hut stecken, ich gehe jetzt. Und wenn dir das nicht passt, *Signor Sindaco*, dann kannst du in Zukunft selbst deinen Dreck wegmachen. Ich habe genügend andere Kunden, ich brauch dich und dein blödes Bürgermeisteramt nicht», sagte sie repektlos zu Brambilla. Erhobenen Hauptes stolzierte sie durch die offene Tür und ließ sie mit einem Krachen hinter sich in den Rahmen fallen, so dass der Putz von der Decke fiel.

Nur Rossi . . . , der kleine Hilfssekretär des Bürgermeisters. Er muss natürlich ohne Entlohnung arbeiten! Für ihn ist Ehre Bezahlung genug! Er kann nicht drohen, seine Sachen hinwerfen und einfach gehen. Im Gegensatz zur Putzfrau Silvana Puddu, kann man auf Signor Rossi in der *Comune* leicht verzichten.

Es sind Tage wie diese, die Rossi gar nicht mag. Viel lieber hätte er zusammen mit seiner Familie am Esstisch gegessen, sich eine dieser neuen Quiz-Shows im Fernsehen angeschaut und dabei die gute Küche seiner Schwiegermutter Albonea Rigatti genossen.

Seit ihr Ehemann, *povero* Aldo, vor einem Jahr verstarb, ist sie Teil seiner Familie geworden.

Zuerst wollte sie nur für ein paar Tage bleiben. «Bis der Schmerz über den herben Verlust etwas nachgelassen hat», schluchzte sie damals.

Nach einer Woche jedoch wurde Rossi nachdenklich. Und nachdem die zweite Woche vergangen war, ohne dass Albonea Anstalten machte, ihr gemütliches Heim in *Accettura* wieder aufzusuchen, da wurde Rossi doch etwas nervös. Nach der dritten Woche, Nachts, als alles ruhig war, da wagte er zaghaft die Frage:

«Rosalia ..., sag mal ..., deine Mutter ..., wann geht sie eigentlich wieder nach Hause?»

Jedoch dies bekam ihm gar nicht gut.

«Das sieht dir ähnlich, meine arme, alte und kranke Mutter hinaus in die Kälte zu jagen», keifte Rosalia, riss ihm seine Zudecke vom Leib, und verbannte ihn hinaus, ins Wohnzimmer auf die Couch.

Mit ihren neunundsechzig Jahren konnte man die Gute Albonea gewiss nicht mehr als jung bezeichnen, aber steinalt war sie damit noch lange nicht. Manche Frauen, die etwas auf sich hielten, heirateten in ihrem Alter ein zweites, manchmal sogar ein drittes Mal! Und wer sie lautstark mit der Maria von den Olivieris streiten hörte, konnte kaum den Eindruck gewinnen, dass es ihr gesundheitlich besonders schlecht ging. Fast immer handelte es sich bei den Querelen um die verfaulten Äpfel, die ihr die Nachbarin angeblich über den Gartenzaun warf.

Und dass sie arm war ...? Also das ließ sich von der guten Albonea nun wirklich nicht behaupten! Sie bekam eine komfortable Witwenrente, fast halb so viel, wie Rossi an Einkommen heimbrachte, und sie besaß ein schmuckes Häuschen in *Accettura*, einer kleinen Stadt, ziemlich genau in der Mitte der Provinz *Matera*. Seit ihr Ehemann unter der Erde lag, gehörte es ihr ganz allein, und Rossi fand, dass sie ohne Weiteres dorthin zurückkehren könnte. Die gute Albonea bezahlte keinen Unterhalt, beteiligte sich nicht an den Kosten fürs Haus und Hausarbeit, fand sie, sei unter ihrer Würde.

«Schließlich bin ich Gast im Hause meiner Tochter», sagte sie, «und wenn ich etwas zahlen müsste, dann könnte ich ja gleich zu Luigi in den *Gallo d'Oro* gehen.»

Dass es das Haus ihres Schwiegersohns ist, indem sie so preiswert Logis gefunden hatte, übergang Signora Rigatti generös und dass nach vier Wochen auch der liebste Besuch zu einem Kostenfaktor wird, interessierte sie ebenfalls nicht besonders.

Nach knapp vier Wochen unterließ es Rossi dann, sich sacht nach ihrer Abreise zu erkundigen, denn jedes Mal artete das in einen handfesten Streit mit seiner Frau Rosalia aus. Hinzu kam noch, dass er es sich einige Nächte in Folge auf der Couch bequem machen musste.

Und dann ist Albinea einfach geblieben. Nach einem halben Jahr hatte sie klammheimlich ihr Häuschen verkauft, ohne irgendjemandem etwas davon zu erzählen. Weiß der Teufel, was sie mit dem ganzen Geld gemacht hat, Rossi jedenfalls hat nichts davon gesehen, obwohl doch eigentlich seiner Frau, der Rosalia, ein Anteil davon zugestanden hätte. Bei Gelegenheit würde er mit ihr einmal darüber reden müssen, nahm er sich vor!

Noch immer ist Rossi mit seiner Verdauung beschäftigt, sitzt auf der bereits angewärmten Klobrille, und wartet darauf, dass er endlich unerkannt verschwinden kann.

«In anderen Ländern wird so eine Wahl nur alle vier Jahre veranstaltet», brummt Rossi ärgerlich, während er die leere Papprolle aus der Halterung entfernt, hinter sich langt und vom Podest hinter der Spülung die letzte verbliebene Rolle nimmt. Er steckt sie auf den bereits stark angerosteten Drehmechanismus und fummelt umständlich die ersten Blätter herunter, die wieder einmal viel zu fest mit dem Rest der Rolle verklebt sind.

«So kurbelt man den Umsatz an», flüstert er ärgerlich, «zuerst muss man die halbe Rolle abwickeln, bevor man drei vernünftige Blätter in die Hand bekommt.»

Er seufzt und macht sich daran, die Papierfetzen zu einer handlichen, benutzbaren Lage zusammenzufalten.

«Aber bei uns, da müssen die jedes Wochenende die Regierung stürzen. Und nur, damit sich die Onorevoli gegenseitig die Posten zuschieben können, und, um uns kleine Leute von der Arbeit abzuhalten», stöhnt er leise, während er sich vornüberbeugt und mit der papierbewehrten Hand nach hinten in die Schüssel langt. Er flüstert nur, denn ganz sicher ist er sich nicht, ob er auch wirklich alleine ist.

Das nächste Mal, so nimmt er sich vor, das nächste Mal wird er gar nicht mehr wählen gehen. «Sollen die da oben doch machen, was sie wollen», schimpft er und wirft verärgert die leere Papprolle über die nur dreiviertel hohe Klosett wand ins nächste Abteil.

Fanfani hat das Handtuch geworfen und nun wartet ganz Italien auf den nächsten Zampano.

Aber wer will das schon wirklich wissen, wen in Italien wird das interessieren! Das wäre ungefähr so, als wolle man sich an den *Sugho*⁵ der *Pasta*⁶ vom letzten Wochenende erinnern.

Er blättert zurück auf die erste Seite der Zeitung. «Dieses Mal soll's Giovanni Leone werden, aber man kann ja nie wissen», sagt Rossi.

Genau weiß er es nicht, aber es muss bereits die siebzehnte oder achtzehnte Regierung nach dem Krieg sein. Und nach der zehnten hat Rossi einfach aufgehört zu zählen.

«Wer interessiert sich schon noch dafür, was die da oben machen, beschissen werden wir allemal», sagt er leise.

Als einfacher *Aiuto Segretario* des *Sindaco* Signor Brambilla musste er bei der Stimmenauszählung helfen. Bis spät in die Nacht! Und das hat ihn dann den Rest des Wochenendes gekostet. Heute, am Montag, ist er ganz verschlafen zu seinem Dienst erschienen, bereits um sieben saß er an seinem Schreibtisch. Aber ausruhen konnte er sich deshalb dennoch nicht. Obwohl er in der vergangenen Nacht fast eine Stunde lang den Wischlappen geschwungen hatte, sah das Wahllokal aus, als ob darin eine Herde Wildschweine gehaust hätte. Die Party gestern Abend muss ziemlich heftig gewesen sein, denkt er und grinst.

«Was ist, Rossi? Kommen Sie in die Gänge! Sie werden hier nicht fürs Schlafen bezahlt», hat der Bürgermeister zu ihm gesagt, als er selbst, gut ausgeruht, so gegen Mittag im Rathaus erschien.

Rossi ist müde, kann sich kaum noch auf der Toilettenschüssel halten, nur solange er Geräusche von draußen, von den Büroräumen hört, kann er nicht weg. Er lehnt

⁵Soße

⁶Nudeln

sich zurück, jedoch der kalte Deckel lässt ihn sofort zurückzucken. Er beugt sich vornüber und betrachtet die schlecht verlegten Bodenkacheln. Die Augen fallen ihm zu, und beinahe wäre er mit dem Kopf gegen die Tür seines Kämmerchens geschlagen.

Das nächste Wochenende liegt noch in weiter Ferne. Die kommende Nacht muss er einfach durchschlafen. Gähnend schaut er auf die Uhr. Eigentlich schon Dienstschluss, aber er will warten. Warten, bis die hohen Herren das Rathaus verlassen haben, damit er ungesehen zum hinteren Ausgang hinausschlüpfen kann.

«Niemand wird mir die Überstunden bezahlen», seufzt er, «ich hätte mir doch gestern Abend noch die Hausaufgaben von Susanna ansehen sollen. Stattdessen musste ich das ganze Wochenende hier im Rathaus herumsitzen und mich von den verrückten Bossen herumscheuchen lassen.»

Susanna ist seine älteste Tochter und mitten in der Pubertät. Gewiss ein schwieriges Alter für ein junges Mädchen. Zum großen Bedauern auch schwierig für Rossi und seine Frau Rosalia. Erst gestern hatte er sie gesehen, wie sie mit Orlando, dem Sohn des Automechanikers, am Rathaus vorbei ging. Händchenhaltend! Mit gerade einmal vierzehn Jahren!

Er wollte sie zur Rede stellen, hat den Bürgermeister gefragt, ob er mal eben hinausgehen und seine Tochter zurechtweisen dürfte, aber man hatte ihn nicht weggehen lassen.

«Holla . . . , holla . . . , wohin des Wegs . . . ? Nichts da . . . ! Sie bleiben hier, mein lieber Rossi», hat der Bürgermeister gebrüllt und ihn wieder auf seinen Stuhl gedrückt. «Wir wickeln hier gerade staatstragende Wahlen ab, und da glauben Sie, Sie könnten einfach so verschwinden!?»

«Ausgerechnet zwei Töchter musste meine Frau mir schenken», stöhnt Rossi und legt die rosa Sportzeitung fein säuberlich zusammen. Er stützt die Ellenbogen auf seine nackten Oberschenkel und legt den Kopf in die geöffneten Hände. Draußen vor dem Waschraum herrscht ein Kommen und Gehen, als ob an diesem Montagnachmittag niemand Feierabend machen wollte.

«Wie lange soll ich denn noch hier scheißen», flüstert er leise und reißt drei weitere Blätter von der frischen Klosettrolle neben sich. Er ist wütend und schaut auf seine Armbanduhr. Um diese Zeit wollte er schon längst zu Hause sein. Im Augenblick

ist er damit beschäftigt, das Essen von der Osteria wieder loszuwerden. In seinen Gedärmen rumort es, und sein Magen knurrt.

Polpette con Spinacci soll es heute geben, hat Rosalia gesagt, als er am Morgen das Haus verlassen hat.

«Die werden bestimmt kalt sein, wenn ich hier nicht bald wegkomme», flüstert er leise im Selbstgespräch.

Außerdem hat er im Augenblick überhaupt keinen Hunger. Das üppige Abendessen von gestern liegt ihm noch im Magen, das heißt, zu einem guten Teil liegt es bereits in der Keramik.

«Können diese verdammten Idioten denn nicht endlich nach Hause gehen, damit unsereins auch mal seine Ruhe hat?», flucht er und lauscht den Geräuschen, die immernoch von draußen an sein stilles Örtchen dringen.

Knapp ist sie ausgegangen, die Wahl, ganz knapp. Beinahe hätten die Roten gewonnen, so wie in der Emilia Romagna oder der Lombardei, wo sie seit Kriegsende die Mehrheit stellen, aber mit etwas Hilfe beim Auszählen hat dann doch noch die *Partito Salvagente Italiano* den Sieg davongetragen. In gewisser Weise war es sein Sieg, denn als unfreiwilliger Wahlhelfer hatte Rossi etwas nachhelfen müssen. Nicht übermäßig, aber es könnten doch die entscheidenden Stimmen gewesen sein, denn am Ende lagen die *Comunisti* nur knapp hinter der Siegerpartei.

Obwohl es bereits Hochsommer und sehr warm draußen ist, friert es ihn an seinem nackten Hintern.

«Was müssen diese linken Idioten auch ihre Kreuzchen außerhalb des Kästchens machen», kicherte Rossi, während er ungeduldig auf die Uhr sieht.

Nun, ganz außerhalb waren sie nicht, aber es liegt eben im Ermessen des Auszählers, wann das Kreuzchen gültig ist und wann nicht. Der Fraktionsvorsitzende der *Partito Salvagente Italiano*, Dottor Smeraldi, hatte ihm zu Beginn der Auszählung angewiesen, er solle besonders bei den Roten genau hinsehen, und wenn sich auch nur die geringste Unkorrektheit entdecken ließe, solle er die Stimme als ungültig markieren, einfach nicht zählen.

«Tun Sie einfach so, als ob die nicht zur Wahl gekommen wären», hat Smeraldi gesagt, «immer in den Mülleimer damit, mein lieber Rossi». Dabei hat er ihm jovial auf die Schulter geklopft, und lächelnd dem Bürgermeister zugezwinkert.

Seit einigen Jahren schon war die *Partito Comunista* auf dem Vormarsch. Bis jetzt hatten sie es allerdings noch nie geschafft, ihren Kandidaten für den Bezirk der kleinen Stadt *Casolaio di Cucuzzo* durchzubringen. Dieses Mal war es knapp gewesen, ganz knapp sogar, und wenn man die Stimmzettel mit den nicht ganz korrekten Kreuzchen mitgezählt hätte, dann wären ganz sicher die gottlosen Roten für diesen Wahlkreis in das *Montecitorio* eingezogen. Eine Katastrophe!

«Dieser Bauer, Enzo Baldoni, Chef der kommunistischen Ortsgruppe, was sollte der schon im Parlament in Rom anfangen? Der weiß ja nicht einmal richtig mit Messer und Gabel umzugehen», murmelt Rossi, während er versucht die zu einem Paken zusammengefaltete Zeitung in die Tasche seiner am Boden liegenden Hose zu zwängen.

Seinem Stand entsprechend, wäre die *Partito Comunista* auch für Rossi die richtige Partei, aber der Bürgermeister, Signor Brambilla hatte ihn beizeiten wissen lassen, dass er einen Mitarbeiter, der dieser gottlosen Partei angehört, in seinem Rathaus nicht dulden würde. Immerhin hat Rossi fünf Mäuler zu ernähren, rechnet er das seiner Schwiegermutter mit ein. Man gefährdet seinen hart errungenen Job nicht leichtfertig, wenn man so viel zu verlieren hat. Also hat er sich breitschlagen lassen und ist vor Jahren schon in die *Partito Salvagente Italiano* eingetreten. Mit den Jahren hatte er sich daran gewöhnt, ja sogar so etwas wie Chorgeist entwickelt.

Gerade will Rossi sich die Hose hochziehen und die Wasserspülung betätigen, da hält er inne. Zwei Herren betreten das *Gabinetto* und unterhalten sich aufgereg.

«... wenn das rauskommt, dann wär das eine Katastrophe!», sagt der eine. Rossi erkennt ihn, es ist der Amtsvorsteher Signor Varese. Ein widerlicher Mensch, der ständig auf seine Untergebenen herunter sieht.

Enttäuscht lässt Rossi erneut seine Hose herunter und nimmt wieder Platz auf der noch warmen Klobrille. Eine Minute früher und er hätte es geschafft. Aber wer hätte denn wissen können, dass um diese Zeit ...

«Wir müssen das verhindern ..., unter allen Umständen verhindern», sagt der andere.

Man kann es deutlich am Klang der Stimmen hören, die Signori sind aufgereg.

«Hoffentlich pissen die nicht so lange», flüstert Rossi leise. «Ich will doch heute hier noch rauskommen.»

Sein Flüstern war wohl nicht leise genug, denn der andere Herr, es muss der Onorevole⁷ Smeraldi sein, der extra aus Rom angereist ist, um den Sieg seines Kandidaten zu feiern, fragt nach:

«Wie bitte ...? Ich hab' Sie nicht verstanden Signor Varese, was haben Sie gerade gesagt?»

«Ich ...?», erwidert der Bürovorsteher, «ich hab doch nichts gesagt!? Da müssen Sie sich irren Dottore.»

«So ...? Merkwürdig, ich glaubte, ich hätte da etwas gehört!», antwortet Smeraldi.

Die Türen der kleinen Parzellen öffnen sich, und gleich darauf hört man mit lautem Getöse zwei Riegel einschnappen. Wwwwutt, wwwwitt, ratschen rhythmisch Reißverschlüsse runter. Es raschelt. Die hohen Herren lassen die Hosen zu Boden fallen. Aus der von Rossi entfernten Kabine ertönt ein dünnes, hohes, lang gezogenes Fiepen, gefolgt von einem sichtlich erleichterten, «*Porca miseria*⁸, ich konnt' mich kaum noch beherrschen!»

Fast gleichzeitig zerreißt ein kräftiger Donnerschlag die kurze Stille und knattert stakkatoartig nach. Dottor Smeraldi stöhnt laut auf und lacht dann etwas gequält.

«*Per un Pelo*⁹ wär' mir der doch beinahe vor der Presse entfleucht», sagt er sichtlich erleichtert. «*Mio Dio*, was für'n Essen haben die uns da bloß von der Osteria rübergeschickt, es ist ja kaum auszuhalten!»

Matt hängt Rossis Hintern durch die einäugige Klosettbrille. Er muss sich die Hand vor den Mund halten, damit sein Kichern ihn nicht verrät. Seit dem gestrigen Abend hat auch er ständig Bauchgrimmen und kommt kaum noch von der Toilette herunter. Fast die ganze Nacht saß er auf dem Topf. Rosalia hat schon gesagt, er solle doch zu Hause bleiben, aber das sagt sich so leicht, wenn man sich am Tag danach nicht die Anzüglichkeiten der Herren Vorgesetzten anhören muss.

Er kennt das bereits vom Frühjahr, als er mit fast vierzig Fieber und einer ausgewachsenen Grippe zu Hause bleiben musste.

«Ah ..., Rossi, auch wieder auf dem Damm? War's schön zu Haus' im Bett?», hat Signor Varese gefragt, als Rossi nach zwei Wochen schlapp, matt und mit immer noch beinahe vierzig Grad Fieber, wieder an seinem Schreibtisch erschienen ist.

⁷Ehrenwerter: Korrekte Anrede für Parlamentsmitglieder und Mitglieder der Mafia

⁸Verdammte Sauerei

⁹Um ein Haar

Die Krankheit hatten sie ihm nicht geglaubt und – peinlich genug – ihm sogar den Amtsarzt ins Haus geschickt.

Zur Feier der gewonnenen Wahl hatte man das Essen in der nahe gelegenen Osteria *Gallo d'Oro*¹⁰ bestellt, und Luigi, der Wirt, hatte eben geschickt, was noch übrig war – am Sonntag spät abends.

Fürs Wochenende hatte er eine riesige Menge *Cotechino con Fagioli* vorbereitet und sich recht großzügig dabei verkalkuliert. Freitag ging's noch, da gab's genug Umsatz, aber am Samstag hatte er nur zwei Portionen davon verkaufen können.

Und am Sonntag ... ?

Den ganzen Tag über ist er keine einzige Portion losgeworden. Und deshalb ist ihm eben sehr viel von dem etwas zu fett geratenen *Cotechino* übrig geblieben. Zum Wegwerfen, fand er, sei das gute Essen zu schade, und da hat er es eben aufgehoben ..., für den Montag, wenn die *Camionisti*¹¹ wieder kommen. Die haben alle einen starken Magen, und wenn er den Preis etwas reduzieren würde, dann könnte er wenigstens seine Ausgaben für die Zutaten wieder hereinholen.

Als dann spät am Sonntagabend die Bestellung vom Bürgermeisteramt hereinkam, da hat er sich gefreut und zu Antonietta, seiner Bedienung, gesagt: «Geh rüber, Antonietta, und bring den *Pezzi Grossi*¹² das Zeugs, pass aber auf, dass du nichts verschüttest, bei deiner Oberweite siehst du ja nicht, wohin du trittst.»

Zu seiner Frau gewandt, sagte er mit einem listigen Grinsen: «Wenn ich noch einen ganzen Topf voll Bohnen habe, dann werd' ich doch für die paar Leute da drüben nichts Neues kochen.»

Richtig froh war er, dass zu guter Letzt seine Kalkulation doch noch aufgegangen ist.

«Antonietta», rief er seiner drallen Bedienung hinterher, «sag ihnen, dreitausend ..., dreitausend kostet der Teller ..., hörst du?, dreitausend und keine Lira weniger!»

Aber Antonietta war schon durch die Tür und hörte ihn nicht mehr. Dennoch rieb er sich die Hände und sagte schmunzelnd zu seiner Frau gewandt:

¹⁰Goldener Hahn

¹¹Lkw-Fahrer

¹²Große Tiere

«Das gibt noch 'nen schönen Verdienst fürs Wochenende. Die hohen Herren können's sich leisten, außerdem verlangen sie doch auch von uns jedes Jahr immer höhere Steuern!»

Das Festessen zum Wahlerfolg ist an Rossi vorbeigegangen, – sie hatten es nicht einmal für nötig befunden, ihn einzuladen. Er schwankte zwischen Beleidigtsein und Erleichterung, aber eigentlich war er froh, dass dieser Kelch an ihm vorbeigegangen ist. Doch dann hat Rosalia ausgerechnet dieses Wochenende dasselbe Essen aufgetischt wie das, was man zur Wahlparty herüberschickt hatte. Den Tipp hatte sie von ihrem Cousin zweiten Grades, Luigi Balocchi, bekommen, dem Besitzer des *Gallo d'Oro*. Für sie hatte er großzügig den fast leeren Topf ausgekratzt und ihr die letzten beiden Portionen nach Hause geschickt. Gratis versteht sich, schließlich war's für eine weitläufige Verwandte. Den etwas angebrannten Rest hätte er sowieso nicht mehr verkaufen können.

Ausgerechnet *Cotechino con Fagioli*! Rossi kann das verdammte Zeug schon nicht mehr sehen! Fast jede Woche einmal bringt Rosalia das auf den Tisch. Hundert Mal hat er ihr schon gesagt, sie soll doch nicht immer wieder diese dicken Bohnen und das fette Fleisch machen, aber jedes Mal bekommt er es wieder vorgesetzt. Und dann sitzt er tags darauf auf seinem ungepolsterten Bürostuhl und kann seine Blähungen kaum beherrschen.

Als Rossi dann am Wahltag spät abends heimkam, da hatte sie gezetert.

«Ständig kommst du so spät vom Dienst, und jetzt bist du sogar am Sonntag nicht zu Hause.»

Und dann hat sie ihm den Teller hingestellt.

Er hätte das aufgewärmte *Cotechino* nicht gut ablehnen können, sonst hätte er sich die ganze Woche über das Gekeife seiner Frau anhören müssen. Zudem hatte er den ganzen Tag über nichts Rechtes gegessen, so konnte er nicht widerstehen und aß eben einen Teller voll, obwohl er wusste, dass es ihm am Tag darauf wieder schlecht ergehen würde.

In der Bürgermeisteramtstoilette breitet sich ein ganz fauliger Geruch aus. Die Lüftungsanlage, zu klein bemessen, kann der schlechten Luft im gekachelten Raum nicht Herr werden. Die Erleichterung der beiden Herren beginnt sich in Rossis Nase

unangenehm bemerkbar zu machen, und er sitzt gefangen in den Waschräumen und kann nicht hinaus. Er hält still wie eine Fliege im Netz der Spinne, die nicht bemerkt werden will. Soll er nun den ungastlichen Ort verlassen oder soll er nicht, überlegt er. Aber wenn er jetzt aufsteht, dann hören ihn die beiden, und am Ende würden sie ihm doch wieder etwas zum Arbeiten geben, so wie letzte Nacht, als er ganz allein die beiden Wahllokale ausfegen musste.

Bei der letzten Wahl vor vier Monaten, da haben sie ihn auch das Wahllokal auskehren lassen, und am nächsten Tag hat Bürgermeister Brambilla geschrien:

«Da liegt ja überall noch der Müll rum. Welches *Maiale*¹³ hat denn diese Sauerei veranstaltet.» Dabei sah er Rossi vorwurfsvoll an.

Und da musste er eben den Besen in die Hand nehmen und das ganze Büro noch einmal ausfegen. Vor den Augen Ginos, dem Praktikanten von der Passabteilung, und der Sekretärin des Signor Brambilla, die ihn sowieso nicht leiden kann. Nach diesem demütigenden Ereignis konnte er Gino nicht einmal mehr um einen Espresso in die Bar nebenan schicken. Der lachte nur und sagte verächtlich:

«Ich bin doch nicht dein Dienstbote», oder, «hol dir doch deinen *Cappuccino* selbst, du Besenschwinger!»

Rossi sitzt still und gibt keinen Laut von sich.

«Was sollen wir denn nun machen?», jammert Signor Varese.

Doch aus der anderen Kabine kommt nur ein undeutliches Grummeln, das anzeigt, dass Smeraldi für den Augenblick anderweitig beschäftigt ist.

«Dottore ... , so hören Sie doch ... , haben Sie denn keine Idee, was wir da tun können?»

Dottor Smeraldi, ganz offensichtlich mit seiner Verdauung beschäftigt, lässt wieder nur intensives Grunzen vernehmen.

«Dieses verdammte *Cotechino*», stöhnt er, «bei mir verursacht es immer eine grandiose Verstopfung. Wer weiß, ob ich morgen überhaupt zurück nach Rom fahren kann.»

«Dottore ... », klang es vorwurfsvoll aus der Kabine des Signor Varese. «Nun hören Sie doch endlich mit diesem *Cotechino* auf! Wir müssen eine Lösung finden, und zwar sofort.»

¹³Wildschwein

«Ja, ja, ich weiß . . . , ich denke ja schon nach!», erwidert Signor Smeraldi mit einer gepresst klingenden Stimme. Das *Cotechino* bereitet ihm offensichtlich einige Schwierigkeiten.

«Warum musste dieser Idiot von einem Kandidaten auch so immens viel fressen!»

«Das hilft uns jetzt auch nicht weiter Dottore», sagt Varese mit einem vorwurfsvollen Ton. «Tatsache ist: Dottor Rossi ist tot, daran lässt sich nun nichts mehr ändern.»

Der Kandidat ist tot! <Wie kann das sein?>, denkt Rossi. Ihm fährt ein Schreck durch seine Glieder. Vor wenigen Stunden noch hatte er ihn gesehen quicklebendig und aufgekratzt, der gewonnenen Wahl wegen, und nun soll er tot sein?

Um keinen Laut von sich zu geben, hält er sich die Hand vor den Mund.

«Und wenn wir nicht wollen, dass die Comunisti am Ende doch noch gewinnen», fährt Varese fort, «dann müssen wir uns schleunigst etwas einfallen lassen.»

Stille . . . , nur das Rascheln von Papier ist zu vernehmen.

«So hören Sie doch Dottore, wir müssen uns etwas einfallen lassen!»

«Einfallen . . . , einfallen! Was soll ich mir denn da noch einfallen lassen . . . ?», erwidert Dottor Smeraldi verärgert, «Dottor Rossi ist tot, überfressen hat er sich, und Ihr vertrottelter Dorfwirt ist daran schuld, weil das *Cotechino* so verdammt fett war . . . Einfallen . . . , Sie sind gut! Da gibt's nichts mehr zum Einfallen, wir werden die Wahl wiederholen müssen! Und ob ich es dann noch einmal so hindrehen kann, dass wir gewinnen, das weiß der Himmel.»

Nach einigen Sekunden des Schweigens meldet sich Smeraldi wieder. «Ich habe doch extra Ihren Büroidioten von Rossi angewiesen, wie er mit den Stimmzetteln umgehen muss . . . »

«Ich muss doch sehr bitten . . . ! Herr Doktor, wie sprechen Sie denn von unserem verstorbenen Avvocato Dottor Rossi!», ruft Varese beleidigt und räuspert sich.

«Ach was!», brummt Signor Smeraldi ärgerlich und lässt erneut einen fahren. «Ich meine doch diesen Idioten da! Diesen Trottel . . . , diesen Aktenschubser . . . Sie wissen schon, den Sie in Ihrem Büro angestellt haben. Ich hab Sie doch richtig verstanden, der heißt doch auch Rossi?»

Und gleich darauf gibt er sich selbst die Antwort:

«Richtig . . . , der heißt auch Rossi! Also diesem Rossi hab' ich gestern eindringlich erklärt, dass er bei der Stimmenauszählung ganz besonders auf Zettel unserer

Freunde von der Volksfront achten soll. Ihr famoser Rossi ist zwar nicht besonders mit Intelligenz gesegnet, nur glaube ich nicht, dass er das mit der Stimmauszählung ein zweites Mal schlucken wird. Außerdem . . . , Sie wissen doch selbst, wie knapp die Wahl ausgegangen ist. Wenn die *Comunisti* bei der nächsten Wahl auch nur fünfzehn oder zwanzig Stimmen mehr bekommen, dann kann ich für nichts garantieren, dann werden wir uns in Rom im *Montecitorio* mit diesem Baldoni herumärgern müssen. Und was das heißt, das können Sie sich selber ausmalen, dazu gehört nicht viel Fantasie! Den Fraktionsstatus der *Partito Salvagente Italiano*, kann ich dann in den Wind schreiben, meinen Fraktionsvorsitz auch. Und was die Presse mit Ihnen anstellen wird, wenn sie von Ihrem großzügigen Hypothekendarlehen erfährt, das möchte ich mir gar nicht erst ausmalen.»

Während die Herren mit ihrer Verdauung beschäftigt sind, versucht Rossi ganz leise seine Hose hochzuziehen. Ihm ist kalt. Sein Hintern hängt schon fast seit einer halben Stunde nackt über der Schüssel, und er verflucht sich dafür, nicht eine Minute früher aufgestanden zu sein. Die abfälligen Bemerkungen des Dottor Smeraldi hat er wohl gehört, aber das kennt er schon. Manchmal, wenn er schlecht gelaunt ist, sagt Brambilla, der Bürgermeister, noch viel schlimmere Dinge über ihn, und das, wenn alle im Büro dabei sind.

Signor Smeraldi räuspert sich. «Sagen Sie, Varese, sind die beiden eigentlich verwandt?»

«Wer soll verwandt sein?»

«Na, dieser Rossi!»

«Und mit wem soll der verwandt sein?»

«Na, mit unserem Avvocato!»

«Der ...? Ach woher ...! Wo denken Sie hin! Dottor Rossi ist ein intelligenter Mann. Bei unserem Rossi dagegen liegt doch die Blödheit in der Familie! Der ist so dumm, der bricht sich sogar beim Nasenbohren den Finger ab.»

Leises Lachen quillt aus beiden Kabinen. Signor Varese amüsiert sich über seinen eigenen Witz.

«Sie müssten mal seine Frau sehen», sagt Bürovorsteher Varese und kichert leise. «Verglichen mit der leidet ein Besenstiel an Fettleibigkeit! Die ist so dürr, die kann

durch jede Tür gehen, ohne sie zu öffnen. Außerdem hat sie 'nen IQ, nicht höher als im Winter die Durchschnittstemperatur im *Alto Adige*. Nein, nein, die sind nicht verwandt, das wüsste ich.»

«Hmm», brummt Signor Smeraldi und reißt einige Blätter von der Rolle neben sich ab.

«Ist aber doch irgendwie merkwürdig, diese Namensgleichheit, finden Sie nicht auch?»

Geräuschvoll zieht Dottor Smeraldi den Reißverschluss seiner Hose hoch und öffnet die Toilettentüre.

Nun stehen beide Herren vor den Waschbecken, und Rossi hört das Wasser rauschen. Sie sind reinlich, denkt er und nickt anerkennend, sie waschen sich sogar die Hände.

Signor Varese zieht mit der rechten Hand die Haut unter seinem Kinn glatt, und betrachtet im Spiegel kritisch die verbliebenen Bartstoppeln auf seiner verschwitzten und pickeligen Haut.

Kritisch fährt er mit dem Daumen über die raue Stelle.

«Dieser *Barbiere* Bardolini», sagt er undeutlich mit einem schief gezogenen Mund, der den schlechten Zustand seiner Zähne erkennen lässt. «Der wird auch immer nachlässiger. Das nächste Mal gehe ich zur seiner Konkurrenz, zu Adriano, in der *Via Don Bosco*, der soll noch sorgfältig rasieren, jedenfalls hat das mein Neffe Franco gesagt.»

Smeraldi gibt darauf keine Antwort. Er ist nicht von hier und kennt weder den *Barbiere* Bardolini noch den *Barbiere* Adriano.

Rossi sitzt derweil auf seinem Thron und wartet ungeduldig darauf, dass die hohen Herren endlich verschwinden mögen.

Während Signor Smeraldi sich raschelnd mit dem grünen, saugfähigen Papier die Hände trocknet, sagt er zu Signor Varese gewandt: «Wie heißt Ihr Bürotrottel eigentlich mit Vornamen?»

«Giuseppe glaube ich. Ja, er heißt Giuseppe Rossi! Aber warum wollen Sie das denn wissen?»

«Genau wie Dottor Rossi, finden Sie das nicht merkwürdig?, der heißt auch Giuseppe mit Vornamen.»

«Was soll denn daran merkwürdig sein», erwidert der Bürovorsteher, «die Hälfte aller Männer in Italien heißt doch so. Ist eben kein seltener Name!»

«Schon, schon . . . , da mögen Sie schon recht haben», sagt Signor Smeraldi nachdenklich, «nur finde ich, dass sich die beiden auf eine gewisse Weise ähnlich sehen!»

«Ähnlich? – Finden Sie wirklich? Also das finde ich nun gar nicht. Dieses blöde Gesicht von Rossi kann man doch nicht mit dem wachen und intelligenten Ausdruck von unserem Kandidaten Dottor Rossi vergleichen.»

Signor Smeraldi bricht in ein meckerndes Lachen aus: «Na, so wach und intelligent ist der Ausdruck im Gesicht unseres Kandidaten im Augenblick ja nun auch nicht mehr!»

Die letzte Bemerkung des Herrn Smeraldi erregt Vareses Unmut: «Ach lassen Sie doch diese makabren Scherze Dottore!», sagt er, kratzt sich am Kinn und wiegt nachdenklich sein mächtiges Haupt.

«Ja . . . , aber . . . , hmm . . . , wenn ich so darüber nachdenke, dann sehen sich die beiden tatsächlich etwas ähnlich. Im Profil, so von der Seite. Von vorn aber nur, wenn unser Rossi nicht lacht. Aber Sie müssen zugeben, bei unserem Dottor Rossi ist die akademische Bildung unverkennbar.»

«War . . . , mein lieber Varese, war Jetzt nützt ihm die ganze akademische Bildung auch nichts mehr.»

Die letzte Bemerkung Smeraldis quittiert Varese nur mit einem ärgerlichen Grunzen.

Die beiden Herren reißen sich vom Spender noch einige zusätzliche Papierhandtücher ab, wischen kurz über die teuren *Gucci*-Schuhe und schicken sich an, die Räumlichkeiten der Toilette zu verlassen.

Während die Schwingtür nachklappernd den Raum wieder verschließt, hört Rossi Signor Smeraldi noch sagen:

«Varese . . . , ich hab da eine Idee, verrückt zwar, aber . . . »

Dann kehrt die kühle Toilettenstille wieder zurück.

Kaum dass die Pendeltür zur Ruhe gekommen ist, erhebt sich Rossi, öffnet die Tür seines kleinen Gefängnisses und zieht im Gehen den Reißverschluss seiner Hose nach oben. Er hat es eilig, deshalb verzichtet er darauf, sich die Hände zu waschen

und schlüpft durch die Pendeltür hinaus auf den Gang. Er läuft hinunter in den Keller, durch die Garage, ins Freie und dann an der einzigen fensterlosen Außenseite des Rathauses vorbei in den Park. Nun muss er nur noch ungesehen durch das große, schmiedeeiserne *Portone* kommen, dann hat sein Feierabend endlich begonnen.

Seit Jahren schon steht das rostige Tor einen Spalt breit offen. Gerade so weit, dass eine einzelne Person, ohne anzustoßen, hindurchkommen kann. Die Scharniere sind eingerostet, und niemand hat die Zeit und eine Handvoll Schmierfett gefunden, um sie wieder gängig zu machen.

Von der breiten Freitreppe, die in den kleinen Park vor dem Rathaus führt, hört Rossi Schritte und dreht sich um.

Gestikulierend und aufgeregt redend schreiten Varese und der Abgeordnete aus Rom die breiten Stufen des Haupteingangs hinunter.

Rossi versucht sich hinter einer mannshohen Thuja zu verstecken.

<Entweder ist die Thuja zu schlank oder ich bin zu dick>, denkt Rossi resignierend und zieht seinen Bauch ein, der unverkennbar die Silouette der Heckenpflanze ergänzt.

Er hat Glück. Obwohl sie nur knapp eineinhalb Meter an ihm vorüber die Treppe hinunterschreiten, nehmen sie ihn nicht wahr. Die beiden Herren sind intensiv in ihr Gespräch vertieft.

Der weiße Kies unter ihren Schuhen knirscht leise, als sie den breiten Weg betreten, der, von der Treppe kommend, das Kriegerdenkmal umrundet und weiterführt durch das verrostete *Portone* hinaus auf die *Piazza Garibaldi*. Langsam und aufgeregt disputierend bewegen sich die beiden dem Ausgang zu.

Signor Varese schüttelt vehement den Kopf, während Signor Smeraldi versichernd nickt und ihm mehrmals vertrauensvoll auf die Schulter klopft.

«Glauben Sie mir, mein lieber Varese! Es wird funktionieren. Je verrückter der Plan, desto eher lässt er sich in die Tat umsetzen.»

Als sie dicht an ihm vorbeikommen, hört Rossi seinen Chef sagen: «Nein, nein ..., das wird nicht funktionieren Dottore, das wird niemals funktionieren ...! Wie können Sie das auch nur für eine Minute glauben!»

«Aber versuchen müssen wir es», wischt der Abgeordnete der *Partito Salvagente Italiano* den Einwand beiseite, «wir können doch nicht diesem Baldoni völlig kampflös diesen Wahlkreis überlassen. Sie wissen doch, mein lieber Varese ...», Smeraldi hebt warnend den Zeigefinger, «es geht um den Fraktionsstatus. Meine Partei verliert ihn, wenn wir die Wahl wiederholen müssen! Außerdem sollten gerade Sie an Ihre Hypothek denken!»

Die beiden sind so sehr in ihr Gespräch vertieft, dass sie Rossi nicht bemerken, der, als sie das Rondell erreicht haben, hinter der Thuja hervorspringt und sich vorsichtig umsieht.

<Bloß jetzt nicht gesehen werden>, denkt Rossi. Er ist einfach zu müde, um noch irgendeine Arbeit aufgehalst zu bekommen. Und sich gegen einen Vorgesetzten wehren?, das hat er nicht gelernt.

So behände wie es seine füllige Figur erlaubt, springt Rossi über die schmale Rabatte aus Ringelblumen. Er presst sich an den granitene Sockel des Denkmals und schleicht synchron mit den hohen Herren um den nackigen Bronzemann herum, der seit den Zeiten Mussolinis, hoch oben auf seinem granitene Sockel steht. Nur mit einem Helm bekleidet und die italienische Fahne schwingend, erinnert er an *La spedizione dei Mille*¹⁴, Garibaldis Landung in Sizilien. Eine Landung, für die ihn die meisten Norditaliener heute noch verfluchen, weil in deren Folge Nord und Süditalien zusammengeführt wurde.

Nur notdürftig bedeckt ein gerade so ausreichend großer Zwickel der blechernen Fahne das metallene Gemächt des stolzen Kriegers. Fürs knackige, metallglänzende Gesäß des Herrn hat das Material wohl nicht gereicht, denn es bleibt unbedeckt, was besonders von den Damen der Stadt mit einem anerkennenden Nicken quittiert wird, wann immer sie an ihm vorbeifilieren.

Rossi wartet, bis die beiden hohen Herren endlich durch das schmiedeeiserne Tor am Ende des Kieswegs verschwunden sind. Um sicherzugehen, verharret er noch für einen Moment, sieht sich um, dann schleicht auch er dem Ausgang zu.

Morgen wird er krank feiern, nimmt er sich vor. Soll doch der Bürgermeister sehen, wer ihm die Post bringt. Morgen wird er sich die Zeitung selbst kaufen müssen, anstatt sie von seinem *Aiuto Segretario* auszuleihen.

¹⁴Feldzug der Tausend

«Ausleihen», murmelt er, «glatter Diebstahl ist das!» Noch nie hat er die Zeitung zurückgebracht, oder Rossi eine Bezahlung angeboten.

Flink huscht er durch die nur einen Spalt breit geöffneten Flügel des großen schmiedeeisernen Tors, das den etwas verwilderten Park vor dem Rathaus von der *Piazza* trennt, und schlendert in Richtung Marktplatz. Hier ist die Gefahr vorüber, hier ist er außer Sichtweite seiner *numerosi Capi*¹⁵.

Fast jeder im Bürgermeisteramt ist sein Vorgesetzter, denn sein Platz ist weit, weit unten, auf der untersten Sprosse der Karriereleiter. Dort wo man *Karriere* nicht einmal buchstabieren braucht, weil sie eine völlig irrealen Größe ist.

Erleichtert atmet er auf und verlässt so unauffällig wie nur möglich das *Municipio*. Er will nach Hause, seiner Tochter Susanna den Marsch blasen. Was ihr einfällt, will er sie fragen, sich mit diesem Menschen, diesem Mechaniker Orlando, herumzutreiben, dem Sohn des Besitzers der Autowerkstatt vom anderen Ende der Straße.

Der kleine *Topolino*, den er ihm vor Jahren verkauft hat, steht noch immer in der Garage. Nach nur einem halben Jahr war der Spaß vorbei. Getriebeschaden hat ihm Antonio Griseldi lapidar mitgeteilt.

«Pippo, du kannst doch nicht von mir verlangen, dass ich den Wagen zurücknehme ...!», hat der Mechaniker auf seine Beschwerde hin gesagt. «Nach einem halben Jahr ...! Ich bitte dich, du könntest doch in der Zwischenzeit wer weiß was damit angestellt haben! Nein, nein, den behältst du schön, das ist deiner und das bleibt auch deiner! Du hast ja bis heute nicht einmal die letzten Raten bezahlt!»

Fast zwei Million Lire musste Rossi für den Schrotthaufen blechen, und jetzt steht er völlig nutzlos in der Garage herum. Wenn Antonio ihn wenigstens kostenlos reparieren würde, aber selbst dazu war er nicht bereit, der feine Herr. Nein, nein, mit solchen Leuten will er nichts zu tun haben. Susanna soll sich gefälligst jemand anderen suchen, wenn sie schon unbedingt einen festen Freund haben muss.

Schweren Herzens beschließt er, sich an diesem Tag die zweite *Gazetta dello Sport* zu kaufen. Auf der Toilette zu Hause wird er die Ruhe finden, darin etwas zu schmökern, denn sein Durchfall plagt ihn heute ganz besonders.

Schon hundert Mal hat ihm Rosalia, seine Frau, gesagt, er soll doch zu Dottor Mazzini in der *Viale 25 Aprile* gehen, aber er hat Angst, dass man ihm wieder mit einem

¹⁵Seiner großen Anzahl von Chefs

Gerät im Hintern herumfuhrwerken wird, wie das letzte Mal, als er sich breitschlagen ließ, den Arzt aufzusuchen.

Er kramt etwas Kleingeld aus dem *Portafoglio*, entnimmt dem Stand vor der Zeitungsbude ein Exemplar, wirft Valter Tarroni das Geld auf den Zahlsteller und geht.

«*Buona sera Dottore*», ruft ihm der Verkäufer nach und lacht. «Gratuliere zum Wahlsieg. Meine Frau, die Anna und ich, wir haben Ihnen gestern unsere Stimmen gegeben. Wenn Sie in Rom zurück sind, dann tun Sie was . . ., es muss sich doch mal etwas ändern in diesem Sündenpfehl da oben.»

Rossi winkt ab, wirft neugierig einen Blick in die Zeitung und schlendert auf dem breiten Fußweg entlang, neben der fast sechs Meter hohen Mauer, die den Bezirk des Wochenmarkts vom Rest der Innenstadt trennt. Er kennt das bereits. Seit vor einigen Wochen der Kandidat aufgestellt wurde, wird Rossi oft mit ihm verwechselt.

Jedoch bei Valter Tarroni, dem Kioskbesitzer, wird Rossi den Eindruck nicht los, dass er sich nur über ihn lustig macht. Dennoch genießt er das Gefühl, jemand zu sein und mit einem *Titolo di Studio* angeredet zu werden. Besonders wenn seine Frau, die Rosalia, dabei ist. Dann jedoch wünscht er sich, er hätte in der Schule besser aufgepasst, die *Maturità*¹⁶ gemacht und auch studiert, so wie der Kandidat, von dessen tragischem Ableben er gerade eben auf der Toilette erfahren hat.

«Lieber lebendig und dumm, als intelligent und tot», tröstet er sich hocheifrig, während er die Zahlen der Lottoergebnisse von der Titelseite der Zeitung mit den seinen vergleicht. Er kennt sie auswendig. Seit Jahren spielt er immer dieselbe Kombination. Aber auch dieses Mal hat er kein Glück, und so wird er weiter arbeiten gehen müssen, sich weiter demütigen lassen und weiter auf eine Beförderung warten, die ja doch nicht kommt.

Er steigt in den Bus, grüßt mit einem Augenaufschlag den Fahrer, den er schon seit zwanzig Jahren kennt.

«*Ciao Luigi*», sagt er leise und beobachtet aus dem Augenwinkel wie der Busfahrer die drei Finger seiner rechten Hand vom Lenkrad löst, um stumm seinen müden Gruß zu erwidern. Dann geht er durch den fast leeren Bus und setzt sich auf den Sitz gleich über dem rechten Hinterrad. Von diesem Hochsitz aus kann er den ganzen Bus überblicken, hier ist er ungestört, hier kann er für die Dauer der Fahrt in Ruhe seine Zeitung lesen. Er hat es nicht weit, nur fünfzehn, manchmal zwanzig Minuten

¹⁶Abitur

Fahrt. Je nach Verkehrsdichte. Heute ist er spät dran, der Bus wird bis zu seinem Ziel fast leer bleiben.

An seiner Haltestelle angekommen, steigt er aus und geht die hundert Meter die *Via Silvio Pellico* entlang zu seinem Haus. Das heißt, sein Haus ist es nicht, denn immer noch gehört es der Bank. Fast zwanzig Jahre zahlt er schon an der Hypothek, aber Rossi hat nicht den Eindruck, dass die Summe in den letzten Jahren weniger geworden ist. Die immer stärker ansteigenden Zinsen fressen jede Lira seines Verdienstes auf.

Wenn nur damals Rosalia nicht mit Susanna schwanger gewesen wäre, denkt er sich, wenn er sie nicht geheiratet hätte, wenn er die Schule beendet, etwas Vernünftiges gelernt hätte, wenn sie das Haus nicht umgebaut hätten! Ja, dann ...! Dann hätte sein Leben wohl einen anderen Verlauf nehmen können.

Aber er musste ja bleiben, den Ehrenmann spielen, der seine schwangere *Amorosa*¹⁷ nicht im Stich lässt.

«Das kannst du doch nicht machen ...», haben alle seine Freunde gesagt, «das arme Mädchen einfach sitzen lassen ..., jetzt ..., in ihrem Zustand.»

Alles schön und gut. Nur mussten die Freunde und die Leute in der Stadt sein Leben eben nicht leben. Sie mussten nicht jeden Tag ins Bürgermeisteramt gehen, sich Tag für Tag demütigen lassen und sich jede Nacht neben Rosalia ins Bett legen.

Das nächtliche Liebesleben zwischen ihnen hatte schon vor Jahren aufgehört. Kurz nach der Geburt von Rossana, seiner zweiten Tochter, hatte sie ihm eröffnet, dass sie nun nicht mehr daran denke, diese widerliche Schweinerei mitzumachen.

«Wenn du willst», sagte sie, «dann kannst du es ja genauso machen wie der Wirt vom *Gallo d'Oro!*»

Der fährt mit seinem *Furgoncino*¹⁸ jede Woche einmal nach Potenza, weil es in *Casolaio di Cucuzzo* keine entsprechende Einrichtung gibt.

«Meinen Segen hast du, nur wage es ja nicht, eine dieser *Baldracche*¹⁹ mit nach Hause zu nehmen», drohte sie ihm, «glaub mir ..., das würde dir schlecht bekommen.»

Luigi der Wirt hatte das tatsächlich einmal gemacht. Zu Anfang sah es aus, als ob die Dame ein ganz normaler Hotelgast sei. Sie schlief in Zimmer Nummer 23,

¹⁷Geliebte

¹⁸Kleinlieferwagen

¹⁹Hure

kam zum Frühstück herunter und benahm sich wie ein gewöhnlicher Tourist, der die Sehenswürdigkeiten von *Casolaio di Cucuzzo* bewundern will. Das Komische an der Sache war nur, dass die Stadt keinerlei Besonderheiten aufzuweisen hat, die es wert sind, angeschaut zu werden. Aber dann hatte sich herausgestellt, dass Luigi sie aus dem liederlichen Haus in Potenza mitgebracht hatte, dass sie eine Nutte war, die ihm, – sozusagen mit Rabatt –, jede Nacht zur Verfügung stand.

Maria, seine Frau, hatte es erst nach einer Woche gemerkt, weil die Abrechnung für Zimmer dreiundzwanzig nicht stimmte. Als dann die Kasse des *Albergos* immer größere Löcher aufwies, da hatte sie zwei und zwei zusammengezählt und ihrem Luigi ganz gehörig den Kopf gewaschen.

Luigi fuhr regelmäßig ins Bordell nach Potenza, und das war Maria auch bereit hinzunehmen. Jedoch unter einem Dach ...?, im eigenen Haus ...?, mit einer solchen Person ...!? Nein, das ging zu weit.

«Aber Maria», hatte Luigi gezetert, «das kommt doch billiger, als wenn ich jedes Wochenende nach Potenza fahre.» Er rechnete seiner Frau genau vor, was man mit diesem Arrangement alles einsparen konnte. Aber die ließ sich einfach nicht überzeugen, wollte davon absolut nichts wissen.

«Männliche Logik!», sagte sie und begann mit dem langen und dünnen Nudelholz auf Luigi einzuschlagen.

Potenza war eine Sache, aber eine Ehe zu dritt, das war sie nicht bereit zu akzeptieren.

«Zuerst gehst du rauf zu der Schlampe», schrie sie ihn an, «und dann kommst du runter zu mir! Ja glaubst du denn, mir graut vor gar nichts? Nein, nein, mein Lieber, die Dame soll dahin gehen, wo sie hergekommen ist. Hier in *Casolaio di Cucuzzo* ist kein Platz für sie.»

Er hätte auswandern sollen, denkt Rossi, damals, als Rosalia ankam und ihm die freudige Nachricht überbrachte, sie sei schwanger. Einfach weg! Wie seine Freunde! Nach Deutschland, Kanada oder Australien. Aber das hätte nur funktioniert, wenn er in der Schule etwas besser aufgepasst, wenn er einen anständigen Beruf gelernt hätte, wenn er damals vor neunzehn Jahren nicht so ein dummes Schwein gewesen wäre.

Wenn, wenn, wenn!

Sein Leben bestand aus zu vielen <Wenns>!

Viele seiner Klassenkameraden arbeiten und leben im Ausland. Sie kommen nur noch selten in die Stadt. Zu Hochzeiten, hohen Festtagen wie Weihnachten und Ostern. Und manchmal auch zu Beerdigungen. Dann wirft Rossi einen neidischen Blick hinüber zu Remo, Luigi oder Adriano, die in der Ferne ein ganz anderes Leben führen als er, der nie aus dem Nest *Casolaio di Cucuzzo* herauskam. Besonders die Auswanderer die sich in den europäischen Nachbarländern ihr Brot verdienen, kommen mit Mercedes, *BiEmmeVu*²⁰ oder auch nur mit einem Fiat, der freilich, und davon ist Adriano überzeugt, für den Export ins Autoland Deutschland viel solider gebaut wird als die rostenden Karren, die Agnelli²¹ in Italien seinen *Connazionali*²² andrehen will.

Aber sie *haben* wenigstens ein Auto! Während er jeden Morgen den Bus benutzen muss, weil der *Topolino* in seiner Garage, ein kaputtes Getriebe hat. Noch drei Raten muss er zahlen, weil Antonio Griseldi, der Automechaniker, darauf besteht, die volle Summe zu bekommen, obwohl der Wagen von Anfang an einen Schaden gehabt haben muss.

Langsam biegt der Bus in die *Via Silvio Pellico*, fährt noch ein paar Meter und hält am Anfang der Straße an, dort wo das weiße Schild die Haltestelle markiert. *Ciao Luigi*, grüßt Rossi und wirft dem Fahrer einen erschöpften Blick zu.

«Komm, Giuseppe, du siehst müde aus», sagt Luigi und sieht Rossi mitleidig an. Er schließt die Tür des Busses wieder. «Bleib sitzen, ich fahr dich bis vor deine Haustüre.»

Es ist streng verboten zwischen den Haltestellen Passagiere ein und aussteigen zu lassen, aber Giuseppe sieht so abgespannt aus, dass Luigi ihm den Gefallen tut. Außerdem ist er der einzige Fahrgast, wer könnte sich da schon beschweren!?

Dankbar nimmt Rossi das Angebot an, tippt seinem Freund auf die Schulter und setzt sich auf den Notsitz gleich hinter dem Fahrer.

²⁰BMW

²¹Chef von Fiat

²²Mitbürgern

Nach hundert Metern lässt Luigi den Buss ausrollen und entriegelt erneut die Tür vorn, durch die man eigentlich nur einsteigen darf.

«Ciao Giuseppe», sagt er und sein müder Passagier erwidert den Gruß mit einem stummen Nicken. Dann steigt Rossi die zwei Stufen hinunter auf die heiße Straße und geht die wenigen Schritte zu seinem Haus.

Kapitel 2

... mit ungeahnte Folgen

Direkt vor seiner Haustür parkt ein riesiger Luxuswagen der Marke Lancia. Er erkennt sie sofort, es ist die schwere Limousine des Abgeordneten Smeraldi.

«Wo wollen die denn hin ...», murmelt Rossi und geht um den blitzblank geputzten Wagen herum. Bereits gestern hat er das wunderschöne Auto bewundert, als der Kandidat, zusammen mit seinem Parteichef, in die Einfahrt hinter dem *Municipio* eingebogen ist.

Ehrfurchtsvoll streicht er über den dunkelblauen Lack des *Parafango*¹. Ledersitze, Wurzelholz und im *Cruscotto*, dem Armaturenbrett, ist eine richtige Uhr eingebaut.

«So etwas müsste man haben», flüstert er anerkennend, «aber dafür müsste ich mindestens drei Jahre lang mein ganzes *Stipendio*² zurücklegen.»

Er hätte sich auch gern ein Auto geleistet. Nicht so was großes wie das da! Etwas Kleineres, viel Kleineres, Winziges sogar. Einen Fiat 500 beispielsweise. Nicht neu, nur gebraucht, aber nicht einmal dafür reichte sein Gehalt. Man könnte zu viert ans Meer fahren. Primo Olivieri, der hat eine *Bianchina*³. Das ist auch kein Wunder, schließlich arbeitet Maria mit, als Putzfrau. Nur so etwas würde Rosalia nie tun, sie sagt, sie hätte genug zu tun mit den Kindern, und Albonea mache auch ziemlich viel Arbeit.

Er sollte wirklich mal mit Albonea sprechen und nachfragen, was aus dem ganzen Geld geworden ist, das sie für ihr Haus bekommen haben muss.

Die Limousine ist so eindeutig vor seinem Haus geparkt, dass kaum Zweifel möglich sind –, der Besuch gilt ihm!

«Was können die von mir wollen?» Das Einzige, was ihm spontan einfällt ist, «Die werden mich doch nicht zur Arbeit holen?»

Er seufzt und lässt die Schultern hängen.

¹Kotflügel

²Gehalt, Lohn

³alte italienische Automarke

In seinem Zustand hält er das für keine besonders guten Einfall. Er fühlt sich müde und abgekämpft. Die Wahl am Wochenende, der Durchfall zu Hause, dann fast zehn Stunden Arbeit, die besonders schwer zählen, weil Brambilla ungewöhnlich lange im Büro war. Und dann, die fast eine dreiviertelstündige Toilettensitzung. Das ist zu viel! Für *Visite*⁴ hat er einfach keine Kraft mehr.

Rossi überlegt, ob er überhaupt ins Haus gehen soll. Vielleicht wärs's besser er ginge rüber zu den Olivieris, würde sich dort auf die Couch legen und eine Runde schlafen. Primo hätte sicher nichts dagegen. Irgendwann müsste sich auch der hartnäckigste Besuch verabschieden.

Mit Primo Olivieri verbindet ihn eine enge Sandkastenfreundschaft. Die ganze Schulzeit haben sie miteinander verbracht. Aber seit Albonea im Haus ist, gibt es nur noch Streit zwischen den Familien, meist wegen der Äpfel, die im Herbst in Rossis Garten fallen.

«Die blöden Äpfel interessieren doch Niemanden», denkt er verärgert. Er kann nicht verstehen, wie man sich wegen so einer Kleinigkeit dermaßen in die Haare kriegen kann!

Was sollte Dottor Smeraldi schon bei ihm wollen?, überlegt er und geht zögernd den gepflasteten Weg zu seiner Haustür hinauf.

Langsam steigt er die drei Stufen hoch und zieht den Hausschlüssel aus der Hosentasche. Gerade will er aufsperrn, da schlägt ihm seine Frau Rosalia die Tür fast ins Gesicht. Völlig außer sich umklammert sie den Türknauf und versperrt ihm den Weg ins Haus.

Rossi deutet mit dem Daumen hinter sich, in Richtung der Limousine. Auch wenn er die Antwort bereits kennt, fragt er: «Sind die bei uns?»

Seine Ehefrau nickt aufgeregt und legt den Finger auf den Mund. «Psst . . . », zischt sie, «sei leise, die könnten dich sonst hören.»

«Rosalia, mir ist egal, ob die mich hören. Ich bin müde, ich will ins Bett.»

Am liebsten hätte er ihr aufgetragen, die ungebetenen Gäste hinauszukomplimentieren, aber dazu ist seine verhuschte Frau natürlich nicht fähig. Abgesehen von dem Umstand, dass er es sich auch nicht zutraut, seinen Chef und Dottor Smeraldi einfach hinauszuerwerfen. Er weiß, dass er dies bestimmt mit mindestens vier Wochen unbezahlten Überstunden büßen müsste.

⁴Besucher

«Wir haben Besuch», flüstert sie hinter vorgehaltener Hand. «Hohen Besuch sogar.»

«Du wiederholst dich, meine liebe Rosalia», sagt Rossi leicht pikiert, «das hast du bereits angedeutet.»

Fordernd hebt er die Arme und dreht die Handflächen nach oben. «Und ... ? Willst du mich nun reinlassen? Oder soll ich die Herren etwa von hier aus begrüßen?»

Erschrocken tritt Rosalia einen Schritt zurück und gibt den Eingang frei. Sie zieht ihren Mann durch die Eingangstür und nimmt ihm dabei die *Ventiquatr'ore*, seine zerschlossene Aktentasche aus Kunstleder, ab. Vorsichtig, um nur ja kein Geräusch zu verursachen, schiebt sie die Tür hinter ihrem Mann zu.

«Ich hab' Susanna losgeschickt», sagt sie leise, «sie soll etwas *Pasticcini*⁵ holen, ich hoffe nur, dass der Bäcker anschreiben lässt, sonst kann ich den Herren überhaupt nichts anbieten», sagt sie in weinerlichem Ton.

Rossi schüttelt nur den Kopf.

«Ich glaube kaum, dass die Signori zum *Pasticcini* essen zu uns gekommen sind», sagt Rossi indigniert.

«Du lässt mir ja nie Geld im Haus», keift Rosalia vorwurfsvoll weiter, ohne auf den Einwand ihres Mannes einzugehen.

Er winkt ab und nickt. Er kennt das schon, nur woher soll er das Geld nehmen, das Rosalia ständig von ihm fordert? Umständlich zieht er sich die Schuhe aus und schlüpft in das Paar weicher, grauer Filzpantoffeln, die ihm seine Frau vor die Füße gestellt hat. Mit den Schuhen ins Haus gehen darf er nicht, aber das ist nur eines von vielen Verboten, die seine Frau im Laufe von vierzehn Ehejahren erlassen hat. Aus dem Augenwinkel betrachtet Rossi heimlich seine Gefährtin, die mit kleinen Trippelschritten hektisch zappelnd zwischen Eingangs- und Wohnzimmertür hin und her rennt. «Grau ist sie im Gesicht, faltig und mager. Etwas hausbacken und einfältig wirkt sie auch», denkt er, «aber ich muss schließlich kein Konzert und keine Oper mit ihr besuchen.»

Mit seinem Bedürfnis nach Kultur ist es freilich auch nicht weit her, denn zwischen all den hohen Herren und *Pezzi grossi*⁶ würde er sich nicht besonders wohl fühlen. Rosalia ist schon recht, denkt er resignierend. Sie passt einfach zu ihm und

⁵Gebäck

⁶abfällig für 'große Herren'

dem Leben, das er, nicht ganz freiwillig, gewählt hat. <Außerdem hätte ich doch gar keine andere abbekommen. Was würde eine intelligente Frau mit mir schon anfangen können?>, denkt er.

Rossi ist zufrieden, muss zufrieden sein. Es ist eine schale Zufriedenheit, dünn, lau-warm und eintönig. Nur, etwas Anderes hat das Schicksal für ihn nicht vorgesehen.

«Wo ist Albonea», drückt er mit fast geschlossenem Mund zwischen den Zähnen hervor. Er hofft, dass sie nicht zu Hause ist. Seine Schwiegermutter ist einfach nicht vorzeigbar, mit ihr im Haus würde er sich vor den hohen Herrn sicherlich blamieren.

«Die hab ich auf ihr Zimmer geschickt», erwidert seine Frau ebenso leise.

«Dann sieh zu, dass sie dort auch bleibt, man muss sich ja sonst schämen ...!»

«Für meine Mutter muss sich niemand schämen», zischt Rosalia ihren Mann böse an und stößt ihm den knöchigen Ellenbogen in die Seite. Rossi ignoriert sie einfach und sieht erwartungsvoll auf die Wohnzimmertür, hinter der sich etwas zu tun scheint.

«Ah, Signor Rossi!», ruft Dottor Smeraldi hocheufreut durch die nur einen Spaltbreit geöffnete Tür. «Schön, Sie zu sehen!»

Rossi ist verwirrt. Er versteht nicht, weshalb ausgerechnet Smeraldi es schön finden sollte, gerade ihn zu sehen? Vor einer halben Stunde auf der Amtstoilette hatte er ihn noch als einen Vollidioten bezeichnet, und nun sollte er sich ganz plötzlich freuen, ihn wiederzusehen? Rossi ist zu müde, um sich zu ärgern, deshalb lächelt er verbindlich.

Smeraldi lugt durch den Spalt in den nur schlecht beleuchteten Flur hinein. Ganz plötzlich, mit einem Ruck öffnet er die Wohnzimmertür, und schiebt dabei Rossis Frau reichlich unsanft beiseite. Beinahe stürzt sie. Hilflos, wie eine im Flug getroffene Ente, rudert sie mit ihren Armen. Im letzten Moment findet sie an der alten Garderobe Halt, die ächzend und schwankend mit der zusätzlichen Belastung nichts anzufangen weiß.

Als ob Smeraldi hier zu Hause ist, stürmt er Rossi entgegen und ergreift seine Hand:

«*Che gioia*⁷», ruft er aus. «Welche Freude, mein geschätzter Rossi, Sie hier inmitten Ihrer Familie besuchen zu dürfen.» Er reißt die Tür weit auf und breitet die Arme aus. Es hätte nur wenig gefehlt, und Rosalia wäre ein zweites Mal zu Boden gegangen

⁷Welche Freude

«Varese hat mir erzählt, Sie haben zwei nette Kinder? Ich hoffe doch, dass wir Ihre lieben Kleinen heute Abend noch zu sehen bekommen!?»

Verwirrt nickt Rossi zustimmend.

<Die lieben Kleinen sind zwar schon in der Pubertät>, denkt Rossi, fühlt sich jedoch geschmeichelt, weil man ihn für einen jungen Vater hält. Die Situation ist ihm nicht ganz geheuer. Die unerwartete Aufmerksamkeit irritiert ihn. Am liebsten wäre es ihm, der Besuch würde wieder verschwinden. Jedoch seine anerzogene Beflissenheit erlaubt es ihm nicht, seine ungebetenen Gäste einfach hinauszuerwerfen.

<Was können die beiden nur von mir wollen?>, zermartert er sich sein reichlich untrainiertes Gehirn. <Wieso machen sich zwei so wichtige Signori die Mühe und besuchen ausgerechnet mich, den *Aiuto Segretario*⁸ des *Sindaco*⁹ Brambilla?>

Rosalia beschleichen solche Gedanken nicht, sie fühlt sich geschmeichelt. Dass zwei so hohe Herren gerade ihr die Ehre geben? Das hätte sie niemals erwartet!

«Giuseppe», sagt sie leise, «ich hoffe nur, dass die Olivieris den hohen Besuch bemerkt haben.»

Ehrfurchtsvoll flüstert sie und sieht mit ihren großen Augen Smeraldi an. «Das wird Maria und ihren Primo ganz bestimmt vor Neid zerplatzen lassen. Meinst du nicht auch?»

Unwirsch wirft Rossi seiner Frau einen wütenden Blick zu. Er hasst die völlig überflüssigen Streitereien mit den Olivieris, und vor allem bedauert er, dass die gegenseitigen Besuche von früher einfach eingeschlafen sind.

Seine Frau schickt ein schüchternes Lächeln in Richtung Smeraldi, der grinsend, mit gefalteten Händen dasteht, und darauf wartet, dass er Rossi wieder mit Beschlag belegen kann.

Rosalia reibt sich verlegen ihre abgearbeiteten Hände und zieht sich, rückwärts gehend, in Richtung Küche zurück.

Vehement schüttelt Smeraldi die Hand des Hausherrn, legt ihm die Linke jovial auf die Schulter und führt ihn, als ob er ein kleines Kind wäre, betont fürsorglich, in sein eigenes Wohnzimmer.

«Nicht wahr, mein Lieber?», sagt er und wendet sich Varese zu, der sichtlich gelangweilt, die Beine übereinander geschlagen, auf dem Sofa hockt und nur ein gequältes Lächeln hervorbringt.

⁸Hilfssekretär

⁹Bürgermeister

«Wir sollten das öfter tun. Ich meine . . . , Wähler besuchen. Immerhin sind das unsere Auftraggeber, unsere Chefs sozusagen! Bürgern wie Ihnen, Signor Rossi, sind wir doch verantwortlich, verpflichtet geradezu.»

Smeraldi lacht, und Rossi kann nicht genau sagen, ob da so etwas wie Häme mitschwingt, oder ob es sich nur um allgemeines und nichtssagendes Wahlkampfgeschwätz handelt, das nur so kurz nach der Wahl noch nicht ganz abgeklungen ist.

Rossi nickt verlegen in Richtung seines Chefs. Er fühlt sich wie ein Gast in seinem eigenen Haus. Ohne dazu aufgefordert worden zu sein, hat es sich Signor Varese bereits auf der dunkelbraunen, etwas zerschlissenen Ledercouch bequem gemacht. Nachlässig beugt er sich nach vorn und reicht seine Hand halb über den flachen Wohnzimmertisch. Er macht sich nicht die Mühe, aufzustehen. Nicht für einen Untergebenen, und ganz bestimmt nicht nicht für Signor Rossi!

Anstatt sie einfach zu übersehen, streckt sich Rossi eilfertig, und versucht die Hand seines Chefs zu erreichen, bekommt jedoch nur seine Fingerspitzen zu fassen. Deutlich spürt er den Widerwillen seines Chefs. Um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, stützt er sich auf dem niedrigen Tischchen ab.

Mit halb offenem Mund steht Rosalia unschlüssig in der Tür zwischen Wohnzimmer und Küche und sieht ihren Mann hilflos an. Der schickt ihr einen ebenso hilflosen Blick zurück. Sie macht sich klein, drückt sich in den Türrahmen und zuckt mit den Schultern. Rossi macht einen stolpernden Schritt auf seine Frau zu und flüstert ihr kaum hörbar zu:

«Sind die schon lange da?» Schon hebt er den Daumen, aber dann verkneift er es sich doch, auf die hohen Herren zu zeigen. Wer weiß, wie die das auffassen könnten? Morgen im Büro würde Signor Varese ganz gewiss nicht mehr so freundlich sein.

«Rosalia . . . , nun sag schon», wiederholt er, «Sind die *Signori* schon lange da?»

Er weiß, dass dies eine dumme Frage ist, denn vor weniger als einer halben Stunde saß er mit den beiden Herren noch gemeinsam auf der Herrentoilette des Bürgermeisteramts von *Casolaio di Cucuzzo*, nur weiß er nicht, was er in diesem Moment sonst tun sollte.

Dann dreht er sich um und sagt laut, ohne seine Frau anzusehen: «Rosalia, ich wär' dir dankbar, wenn du den Herren etwas anbieten würdest.»

Zu den Herren gewandt, sagt er: «Ein Gläschen Wein vielleicht oder oder einen Grappa?»

«Nein, danke», erwidert Dottor Smeraldi etwas ungeduldig und wischt mit der Hand das halbherzige Angebot beiseite. «Wir sind hier in einer dringenden Angelegenheit, die absolut keinen Aufschub duldet.»

Signor Rossi sieht fragend die Herren an, die beide wieder Platz genommen haben.

«Nun setzen Sie sich doch endlich Sottosegretario», sagt Signor Varese ungeduldig. Er vermeidet es bewusst Rossi mit seinem Namen anzureden. Ohne sich zu erheben, deutet er mit der rechten Hand nachlässig auf das zweisitzige Sofa. Man merkt ihm an, dass es ihm schwer fällt, seinen Untergebenen freundlich zu behandeln.

Rossi folgt der Aufforderung und lässt sich zaghaft auf der Vorderkante des zer-schlissenen Möbels nieder.

«Komm ..., Rosalia, geh ..., geh in die Küche und bereite den *Espresso* vor», sagt er heiser in Richtung seiner Frau. Wenn er nur wüsste, was die Herren von ihm wollen?

«Einen *Cappuccio*¹⁰ werden die Herren doch sicher nehmen?», sagt er den Signori zugewandt.

Mit Blickkontakt das Einverständnis abzufragen, wagt er nicht, deshalb sieht er starr zwischen den beiden Herren hindurch.

Ihm schwant nichts Gutes. Er weiß, wenn ein Chef sich um einen Untergebenen bemüht, dann ist das stets mit Problemen verbunden. Andererseits, wenn er entlassen werden sollte – in den letzten Wochen hatte er so etwas munkeln hören –, dann würde sein Chef keine so großen Umstände mit ihm machen. Er würde seiner Sekretärin ein paar Zeilen diktieren, ihm per Hauspost die Kündigung zustellen lassen, und damit hätte sich's dann auch schon. Der einfache Signor Rossi ist keine Briefmarke wert, und ein persönliches Gespräch schon gar nicht.

Und nun sitzt er in seinem Wohnzimmer. Der hochnäsige, arrogante Signor Varese. Das ist das Letzte, was Rossi von ihm erwartet hätte. Es muss etwas sein, das die beiden von ihm wollen! Etwas, das er auch verweigern könnte, sonst würden sie einfach anordnen und nicht so freundlich zu ihm sein. Dieser Gedanke baut ihn etwas auf, und er fasst Mut.

«Nun?» Rossi räuspert sich und sagt dann, so forsch es ihm möglich ist: «Was kann ich für die Herren tun?»

¹⁰eine gebräuchliche Abkürzung für Cappuccino

Beinahe hätte er *hohe Herren* gesagt, aber dann ist ihm gerade noch eingefallen, dass dies ja immer noch sein Haus ist und dass *sie* es sind, die ihn so hinterrücks überfallen haben.

Der Abgeordnete sieht ihm amüsiert ins Gesicht, streckt den Arm weit aus, zeigt mit allen Fingern auf Rossi und lacht. «Nun sehen Sie sich unseren Signor Rossi an», sagt er freudestrahlend und schaut amüsiert zu Signor Varese hinüber. Sein Versuch, eine entspannte Stimmung zu erzeugen, misslingt, denn der nickt nur mürrisch.

«Was er für uns tun kann», wiederholt Smeraldi Rossis Frage.

Mit einem Ruck erhebt er sich und macht einige Schritte in die Mitte des Zimmers. Er reibt sich die Hände, und Rossi spürt die Nervosität, die von den beiden Signori ausgeht.

«Was er für uns tun kann, fragt er ...!», wiederholt der Abgeordnete zum dritten Mal und bleibt unter der Mittenbeleuchtung des Zimmers stehen.

Signor Rossi ist einigermaßen verwirrt und sieht Smeraldi erwartungsvoll an. Wenn die Herren doch endlich zur Sache kämen. Dieses *Um-den-heißen-Brei-herum-reden* macht ihn ganz nervös. Nur den Mut, die ungebetenen Besucher einfach zu fragen, was sie eigentlich von ihm wollen, den hat er eben auch nicht.

«Wie soll ich beginnen ...?» Smeraldi macht eine kurze Pause, in der er ein Taschentuch aus seiner Westentasche zieht und sich geräuschvoll schnäuzt.

«In der Tat, Signor Rossi, Sie können etwas für uns tun», fährt Smeraldi fort, nachdem er umständlich sein *Fazzoletto*¹¹ weggesteckt hat. «Aber nicht nur für uns können Sie etwas tun», sagt er und hebt pathetisch beide Hände zum römischen Gruß. «Sie können etwas Großes für unsere Demokratie, ja, für unser ganzes Vaterland, tun!»

Signor Smeraldi macht drei Schritte aufs Fenster zu, verharret einen Moment und kehrt dann um. An der Küchentür angekommen, beginnt er aufs Neue mit seiner kurzen Wanderung. Wie ein Löwe in einem engen Zirkuskäfig rennt er hin und her.

Ratlos sieht Signor Rossi dem Abgeordneten bei seiner Wanderung zu. Er hat absolut keine Ahnung, was er von diesem merkwürdigen Besuch halten soll.

Signor Varese betrachtet seinen Kollegen ungeduldig, dann sagt er mit einem herrischen Ausdruck in der Stimme: «Nun hören Sie doch mit dem Gerenne auf, Dottore, und setzen sich endlich hin! Man wird ja ganz wuschig nur vom Zusehen!»

¹¹Taschentuch

Frau Rossi hat zwischenzeitlich drei Gläser Wein gebracht. Es ist der rote Chianti von Rossanas *Cresima*¹². Ihr Cousin, Luigi vom *Gallo d'Oro* hatte ihn damals mitgebracht. Und inständig hofft sie, dass er nicht bereits verdorben ist.

«Cappuccio hab ich gesagt», flüstert Rossi seiner Frau zu. «Cappuccio ..., Rosalia ..., die Herren wollen keinen Wein.»

Verlegen schaut er Smeraldi an.

Ohne der Frau zu danken, winkt Smeraldi ab und nimmt das Glas auf. Er nippt daran und verzieht sofort das Gesicht.

«Oh *Mio Dio* ...», denkt Rossi, «er ist verdorben.» Die *Cresima* seiner Jüngsten ist wohl schon etwas zu lange her. Der letzte Sommer war ziemlich heiß gewesen, und da hätte er den Wein besser an einem kühleren Ort lagern sollen.

Von der Sofaecke meldet sich Varese. «Das Beste wird sein, wir sagen rundheraus, was geschehen ist und was wir vorhaben, dann werden wir ja sehen, ob Rossi kooperieren will oder nicht.»

Varese wirft einen abfälligen Blick in Rossis Richtung. Er macht keinen Hehl daraus, dass es ihm unangenehm ist, seinen Untergebenen um etwas zu bitten.

Rosalia hatte sich wieder in die Küche zurückgezogen. Sie steckt verängstigt den Kopf durch die Türöffnung und fragt: «Geschehen? Was ist denn geschehen? Ist etwas mit meinen Kindern, *Oh Santa Maria aiutami*¹³ ..., Susanna, Rossana, was ist mit ihnen?»

Obwohl er sitzt, sagt Varese von oben herab: «Nun beruhigen Sie sich doch, gute Frau, keine Sorge, es handelt sich nicht um Ihre Kinder!»

Beruhigt verschwindet Rosalia wieder in der Küche. Sie will den angemahnten *Cappuccio* vorbereiten, damit die Herren den Geschmack des schlechten Weines aus ihren Mündern bekommen. Sie schraubt die *Caffettiera* ihrer Mutter auseinander und füllt eine besonders große Portion der schwarzbraunen *Tostatura* ein. Sie weiß, mit einer solchen Maschine kann man keinen guten Espresso machen, aber eine automatische Maschine, so eine wie Luigi sie hat, kann sich die Familie eben nicht leisten.

«Es ist nur ...», fährt Varese fort, macht dann aber eine peinliche Pause. «Es ist nur ...», zögert er, und wieder schweigt er, weil er nicht weiß, wie er seinen Untergebenen um etwas bitten soll. Aber dann denkt er an seine preiswerte Hypothek und ein etwas gequältes Lächeln zeigt sich auf seinem Gesicht.

¹²Firmung

¹³Oh heilige Mutter Gottes, hilf mir.

Aufmerksam und erwartungsvoll schaut Rossi seinen Chef an.

«Wie soll ich Ihnen das erklären?», setzt Varese erneut an. Er sucht den Blickkontakt zu seinem Untergebenen, was er sonst nicht tut, und lächelt ihn unerwartet freundlich an, was er bis zu diesem Tage auch noch nie getan hatte!

«Signor Rossi ist tot!», ruft er in den Raum, so laut, dass man es durch die geschlossene Küchentür hören kann.

«Gestern . . . , nach dem *Festa*, ist er einfach verschieden», fügt er etwas leiser hinzu. «Wir haben alles versucht, aber ihm konnte nicht mehr geholfen werden.»

Das Geklapper aus der Küche verstummt. Für einige Sekunden hört man keinen Laut! Dann . . . , ein frenetischer Aufschrei zerreißt die Stille, und man hört das Geräusch von zerspringendem Geschirr. Der Lautstärke nach zu schließen, muss soeben die gesamte Ausstattung an Porzellan der Familie Rossi zu Bruch gegangen sein.

Die Tür wird so vehement aufgestoßen, dass sie mit lautem Krachen gegen die Wand schlägt.

«*Oh mio Dio*», schreit Rosalia und stürzt aufgeregt ins Wohnzimmer. Sie schlägt beide Hände vors Gesicht und jammert: «Giuseppe, mein armer *Marito*¹⁴, ist er tot?»

Ihr scheint völlig entgangen zu sein, dass sie ihren Mann noch vor wenigen Minuten putzmunter im Wohnzimmer gesehen hatte.

Ihre ängstlichen Hasenaugen blicken in die Runde, für einen Moment irren sie suchend im Raum umher, bis sie sich endlich an dem Versorger ihrer Kinder festsaugen. Erleichtert erkennt sie, dass ihr Mann noch am Leben ist, dann seufzt sie tief. Scheu lächelnd steht sie mit hängenden Armen in der Küchentür und schaut in die Runde.

«Was hast du denn dieses Mal zerdeppert», schreit Rossi, ohne auf die Anwesenheit der beiden Gäste zu achten, «kannst du denn nicht *ein-mal* aufpassen?» Mit keinem Wort geht er auf den Tod des Kandidaten ein, und man könnte geradezu den Eindruck gewinnen, dass ihn das tragische Ableben seines Namensvetters überhaupt nicht interessiert.

Die beiden Herren wundern sich, dass er die Nachricht so gefasst aufnimmt, nur können sie nicht wissen, dass er vom Ableben des Herrn Dottor Rossi längst schon Kenntnis hat. Rossi fragt sich nur, was das alles mit ihm zu tun hat, welche Rolle ihm

¹⁴Ehemann

dabei zgedacht wird. Denn ohne einen besonderen Grund werden ihm die Herren diese Nachricht nicht auf so dramatische Weise mitteilen wollen.

Varese stutzt, wartet eine Sekunde und erhebt sich leicht. «Rossi, haben Sie verstanden?», fragt er nach, «Dottor Rossi... , er ist tot! Gestern, nach der Wahl, ist er gestorben.»

«Ja, das tut mir aufrichtig leid», erwidert Rossi, «nur, was habe ich damit zu tun?», sagt er eine Spur zu forsch.

Auf der Stirn seines Vorgesetzten bildet sich die steile Unmutsfalte, die Rossi bereits kennt und die nichts Gutes für den morgigen Tag verheißt.

«Ja, verstehen Sie denn nicht? Unter Umständen müssen wir die Wahl wiederholen!»

<Unter Umständen?>, denkt Rossi, wenn der Kandidat tot ist, dann wird man die Wahl in jedem Falle wiederholen müssen, oder man schickt seinen Ersatzmann nach Rom, wenn es denn überhaupt so etwas gibt. Ob das legal ist, davon hat Rossi keine Ahnung. Es ist ihm auch egal. <Sollen die doch nach Rom schicken, wen sie wollen>, denkt er, für den kleinen Mann ändert sich dadurch sowieso nichts. Er ist müde, <wenn die beiden nur endlich verschwinden würden>, denkt er. Jedoch die machen keine Anstalten sein Haus zu verlassen.

Und dann erklären die beiden Herren dem kleinen Herrn Rossi, dass man keinesfalls Neuwahlen haben möchte. Eine andere Lösung muss gefunden werden.

«Eine neue Wahl!», sagt Smeraldi und greift seinen eigenen Hinweis wieder auf, «mein lieber Signor Rossi ...!, Sie haben ja keine Ahnung, wieviel Geld das die Comune koste, wieviele Umstände das mache.»

Er fasst sich mit der rechten Hand an die schweißnasse Stirn und stöhnt.

«Man müsste Rom benachrichtigen, einen neuen Termin ansetzen, Wahlplakate drucken», seufzt er tief. Der schöne teure Wahlkampf müsste erneut ausgefochten werden. Außerdem hätten die *Comunisti* Zeit, ihre Strategie zu verbessern und neue Wähler zu mobilisieren.

«Wir können uns das nicht leisten», ergänzt Varese seinen Kollegen, «und höchstwahrscheinlich würden, bei einer Wiederholung der Wahl, die *Comunisti* gewinnen.»

«Rossi ... , Sie wissen doch selbst am besten, wie knapp die Wahl letzte Nacht ausgegangen ist. Sie waren es doch, der unter Einsatz seiner ganzen, bewunderungswürdigen Fähigkeiten die Wahl zugunsten der Demokratie, ja, des gesamten Staates, etwas beeinflusst hat», dringt Smeraldi auf ihn ein.

Fragend schaut Rossi in die Runde. Er traut dem Frieden nicht, die Herren verunsichern ihn. Wollen sie ihm am Ende für seine kleine Mogelei bei der Stimmauszählung einen Strick drehen? Ihm wird heiß.

«Ich hätte mir die Anweisung Smeraldis schriftlich geben lassen sollen. Wie soll ich nur beweisen, dass er das angeordnet hat?», denkt er, und Schweißperlen sammeln sich auf seiner Stirn.

Er hat absolut keine Ahnung, was die Herren von ihm wollen. Seine Frau hat mittlerweile die Schürze abgelegt und sich im Türrahmen aufgestellt. Sie hat Angst, sie kennt das Sprichwort:

GEHE NICHT ZUM FÜRST, WENN DU NICHT GERUFEN WIRST!

Und wenn sich der Fürst selbst zu seinem Untertan bemüht, dann verheißt das erst recht nichts Gutes. Furchtsam harrt sie der Dinge, die da kommen werden.

«Mein verehrter Signor Rossi . . . , um es kurz zu machen», sagt Dottor Smeraldi und sieht ihm mit einem strahlenden Lächeln direkt ins Gesicht.

«Seit Jahren schon sind Sie ein verdientes Mitglied unserer Partei. Varese hier hat mir berichtet, wie aufopferungsvoll Sie sich für unsere Belange eingesetzt haben.»

Verständnislos sieht Rossi den Abgeordneten an.

Außer dass er vor Jahren der Partei beigetreten ist, hat er nichts für deren Ziele getan. Nur einmal ist er zu einer Versammlung gegangen, und das auch nur, weil Rosalia ihn ständig gedrängt hatte.

«Nie gehst du mit mir unter Leute, immer sitzen wir bloß zu Hause rum und sehen in den blöden Kasten hinein», hat sie gejammert.

Und weil es damals freies Essen und einen halben Liter Wein gab, ist er eben mit ihr hingegangen. Worum es ging, wer was gesagt hatte, daran konnte er sich schon nicht mehr erinnern, als er nach dem dürftigen Essen das Messer abgeleckt hatte.

Für eine Weile sieht ihn Smeraldi auffordernd an, dann fährt er fort mit seiner Ansprache.

«Mein verehrter Signor Rossi!»

Smeraldi macht eine wirkungsvolle Pause und zeigt mit weit ausgestreckten Armen auf Rossi. Für lange, endlos lange Sekunden verharrt er in dieser Position und sieht Rossi so freundlich wie es ihm möglich ist an.

«Um es gerade heraus zu sagen . . . , wir wollen, dass Sie nach Rom gehen, dass Sie unsere Belange im Plenum vertreten.»

Rosalia bleibt der Atem weg, sie begreift nichts. Aber auch Rossi versteht nicht. Warum soll er nach Rom gehen? Und vor allem, was soll er dort?

«Ich . . . , nach Rom . . . ?»

«Ja . . . , Sie . . . , nach Rom sollen sie gehen!», schaltet sich Varese ungeduldig ein.

Er ist verärgert, die Begriffsstutzigkeit seines Untergebenen zieht die ganze Verhandlung unnötig in die Länge. Am liebsten wäre es ihm, sie würden die ganze Angelegenheit begraben, nach Hause gehen und die Wahl zum nächsten Termin wiederholen. Von Anfang an, fand er, sei das eine blöde Idee gewesen, ausgerechnet Rossi zu fragen. Nur leider geht es auch für ihn um einiges, und da griff er eben nach dem rettenden Strohalm, auch wenn er selbst nicht daran glaubte, dass dieser irre Plan wirklich durchzuführen war.

«Und . . . ?, was soll ich in Rom machen?», fragt Rossi nach.

Mit offenem Mund blickt er von einem zum andern, dann zu seiner Frau, die ebenfalls mit offenem Mund blöde dasteht und die Szenerie teilnahmslos betrachtet.

«Sie sollen nach Rom . . . », sagt Dottor Smeraldi gedehnt und etwas pikiert. «Verstehen Sie denn nicht, Rossi? Sie müssen nach Rom, quasi als Ersatz für unseren Freund Dottor Giuseppe Rossi, der ja nun leider letzte Nacht auf so traurige Weise verschieden ist.»

Rossi steht da wie der berühmte begossene Pudel. Eine Weile muss er noch überlegen, doch dann dämmert's ihm langsam. Heißt nicht der frisch gewählte, leider jedoch verstorbene Onorevole auch Rossi? Ist sein Name nicht sogar Giuseppe Rossi, genau wie sein eigener? Und grüßt ihn der Zeitungsmann nicht jedes Mal mit Herr Dottore, weil er dem Abgeordneten so ähnlich sieht?

Erwartungsvoll sehen ihn seine beiden Gäste an.

Signor Rossi ist gewiss nicht der Hellste, aber er begreift, dass dieser Tausch, wenn er denn unbemerkt bliebe, den beiden Herren aus der Patsche helfen könnte. Nur, würde das funktionieren? Würde das wirklich funktionieren?

Sein anfangs unmerkliches Kopfschütteln wird stärker und stärker.

Er, ein kleiner Angestellter, ohne besondere Schulbildung, ohne Universitätsabschluss, ohne besondere Qualifikationen oder andere herausragende Eigenschaften,

wie sollte er in der Welt der Großen und Mächtigen bestehen können? Kein Dokortitel, kein *Avvocato*, ja nicht einmal ein Magister, schmückt seinen Allerweltsnamen. Er wäre ja schon froh, wenn er wenigstens einen anständigen Beruf erlernt hätte, aber nicht einmal dazu hatte es gereicht, als er damals die *Scuola Professionale*¹⁵ verlassen musste, weil Rosalia schwanger war.

Nein!, denkt Signor Rossi, und sein Blick verweilt auf dem wenig attraktiven Äußeren seiner Frau.

Das ist eine fürchterlich schlechte Idee, die seine beiden Gäste ihm da vortragen. Lieber bleibt er in *Casolaio di Cucuzzo*, lebt mit Rosalia ein ruhiges Leben und arbeitet bis zur Rente, als kleiner städtischer Angestellter, dass er sich auf so ein gefährliches Experiment einließe. Sollen die doch sehen, wer ihnen die Kastanien aus dem Feuer holt, er steht jedenfalls nicht zur Verfügung. Ein solcher *Truffa*, ein solcher Betrug ...! Wenn das herauskäme ... , das könnte ihn leicht Kopf und Kragen kosten!

Rosalia versteht nichts. Sie steht in der Tür zur Küche und schlägt die Hände vors Gesicht. Sie sind rau und abgearbeitet. Die Knöchel ihrer Finger sehen aus wie die faltigen Augen eines alten Mannes. Ihre Fingernägel haben tiefschwarze Ränder und sind wenig geeignet, auf Bällen und Empfängen von hohen Herren geküsst zu werden.

Langsam lässt Rossi den Blick von seiner Frau zurück zu Dottor Smeraldi wandern. Wie ein Tiger kurz vor dem Sprung, sitzt er auf der Vorderkante des Ledersessels. Mit leicht nach oben gehobenen Händen, die Handinnenflächen zur Decke gekehrt, wartet er ungeduldig auf eine Antwort.

«*No, niente*», sagt Rossi leise. In Gegenwart der beiden Herren wagt er es nicht, in seinem eigenen Hause die Stimme zu erheben. «*No, no!* Das wird nicht gut gehen, das wird es nicht! Das kann nicht gut gehen, jeder wird sofort den Unterschied merken!»

Varese wittert seine Chance.

«Mein lieber Rossi», sagt er jovial von oben herab, obwohl er tiefer sitzt als sein Untergebener. «Mein lieber Rossi, machen Sie sich darum mal keine Gedanken. Das Wahlvolk ist ziemlich ...» Er stutzt und ringt nach dem richtigen Begriff. Das Wort <dumm> schwebt unausgesprochen im Raum, aber das will er nicht sagen, denn Signor Rossi könnte auffallen, dass er selbst zu diesem Wahlvolk gehört. «Die Bürger

¹⁵Berufsschule

sind nicht so ... aufmerksam ..., wie man meinen könnte», fährt er fort, «und im Parlament, da kennt Sie doch niemand. Es war doch die erste Wahl unseres Herrn Dottor Rossi. Bedenken Sie, wir sind mit einem Herrn Rossi in den Wahlkampf gezogen, und einen Herrn Rossi schicken wir nach Rom. Sie können beruhigt sein ..., das hat alles seine Richtigkeit!»

Jeder in dem kleinen Zimmer, – außer vielleicht Rosalia – weiß, dass nichts seine Richtigkeit hätte! Die Person wird gewählt, nicht der Name! Aber um das Gewissen zu beruhigen, reicht den Herren auch jede noch so fadenscheinige Begründung.

Zufrieden lehnt sich Signor Varese zurück, im Bewusstsein, das richtige Wort gefunden zu haben. «Sie werden sehen, keinem Menschen wird das auffallen ..., glauben Sie mir ..., keinem ...»

Signor Varese hat viel zu verlieren. Seine kleine Villa draußen am Stadtrand, sie wäre wohl etwas bescheidener ausgefallen, wenn nicht der Fraktionsvorsitzende der *Partito Salvoagente Italiano* und der Bürgermeister ..., ja, auch der ...! Wenn sie nicht gemeinsam den Bankdirektor überredet hätten, ihm bei der Zinsgestaltung etwas entgegenzukommen. Die Hypothek, die er daraufhin von der Bank so großzügig bekommen hat, ist beinahe zinslos und das für die nächsten zwanzig Jahre. Nicht schlecht, bedenkt man die munter dahineilende, jedes Jahr höher werdende Inflationsrate von fast dreißig Prozent.

Nicht auszudenken, wenn nun Enzo Baldoni den Sitz im Parlament bekäme. Der würde ihm und den Honoratioren der Stadt schon auf die Finger sehen.

Und da ist dann noch sein Garten! Fast vierhundert Quadratmeter vor und etwas mehr als achthundert hinter dem Haus ...! Bei Licht besehen eher ein kleiner Park! Schön ist er geworden. Den hat ihm der Bürgermeister vom Städtischen Gartenbauamt einrichten lassen. Beinahe kostenlos ...! Nur die Thujenhecke musste er bezahlen, weil das sonst in der Gärtnerei mit der Rechnung aufgefallen wäre.

Die Kommunisten an der Macht? Das musste unter allen Umständen verhindert werden!

«Also ...? Was ist nun, Rossi?»

Fordernd sieht Varese den kleinen Angestellten an. Es liegt in seinem Blick: Ein *Nein* wird er nicht akzeptieren.

Aber Rossi sagt «– Nein –!»

Größer als die Angst vor dem Bürovorsteher Varese ist die Angst vor den Folgen eines solchen Schritts.

Dottor Smeraldi, der dem Mienenspiel Rossis für eine Weile zugesehen hat, mischt sich wieder ein. Er merkt, dass die Angst des kleinen Mannes fast unüberwindlich ist, deshalb versucht er den Herrn Rossi auf eine andere Weise umzustimmen.

«*Caro*¹⁶ Signor Rossi», sagt er mit eindringlicher Stimme, «bedenken Sie doch das Gehalt, das sie beziehen würden. Als Abgeordneter . . . , wissen Sie eigentlich, was Ihnen da jeden Monat zufließt?»

Er sagt *zufließt* und Rossi kommt das ziemlich geschwollen vor. Er ist nur an ein träge und tröpfelndes Gehalt gewöhnt, das, trotz Inflation, seit einem Jahr nicht mehr erhöht wurde und mit dem er seine Familie und sich jeden Monat mühseliger über die Runden bringt.

«Außerdem können Sie und Ihre gesamte Familie die *Ferrovìa* benutzen . . . , kostenlos . . . , das ganze Jahr über, Erster Klasse selbstverständlich», gießt Smeraldi etwas Zuckerwasser nach.

Als Rosalia das hört – sie lehnt immer noch in der Tür zur Küche – da hebt sie ihren Kopf und ihre leicht wässrigen Augen weiten sich. Sie läuft zu ihrem Mann hinüber, stellt sich neben ihn und stupst ihm den Ellenbogen in die Seite.

«Nun sag doch Ja», flüstert sie, «Erster Klasse . . . , die Eisenbahn . . . , ganz umsonst. Denk' doch mal nach! Wir und die Kinder, wir werden ans Meer fahren können, wann immer wir wollen, und es wird uns nichts kosten!»

Varese erkennt die schwache Stelle seines Angestellten und setzt nach:

«Ja», sagt er, «hören Sie nur auf Ihre Frau. Es mag Sie überraschen, aber in seltenen Momenten können auch Frauen sehr vernünftige Ansichten haben.»

Aber Rossi sträubt sich, er will sein Leben nicht ändern. Das ist es, was er kennt, und in diesem Leben fühlt er sich zu Hause. Auf diesen Vorschlag wird er sich sicherlich nicht einlassen.

Aber Zweifel hat er doch.

Ja, wenn man das Leben eines Abgeordneten einen oder zwei Monate auf Probe leben könnte, dazu ließe er sich bewegen. Ein, zwei, vielleicht auch drei Gehälter eines Abgeordneten, damit würde er dann die *Mutuo*, die Hypothek seines Hauses ablösen. Zum Teil wenigstens.

¹⁶Mein lieber

Aber so ...? Einfach nach Rom gehen, im Parlament Platz nehmen, zwischen all den wichtigen Signori, als ob man sein Lebtage nichts anderes gemacht hätte? Nein! Das ist ihm alles zu riskant. Wenn er nur einmal den Mund aufmachen würde, wäre das Spiel zu Ende, jeder der hohen Herren würde bemerken, wer da einen Platz im *Montecitorio* eingenommen hat. Nein, nein, das Regieren will er anderen überlassen. Er taugt ganz gewiss nicht dazu.

Und als ob Dottor Smeraldi seine Gedanken erraten hätte, sagt er:

«Mein lieber Herr Rossi, betrachten Sie es doch einfach so, als ob es auf Probe wäre. Ja, Abgeordneter auf Probe, so müssen Sie das sehen.»

Umständlich und mit zitternden Händen holt er ein Taschentuch aus seiner Hosentasche und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er muss diesen Rossi überreden, den Platz seines Kandidaten einzunehmen. Wenn es ihm nicht gelingt, so wäre es aus mit dem Fraktionsstatus der *Partito Salvagente Italiano*. Vorbei wäre es mit seinen doppelten Bezügen, vorbei mit den diversen Aufsichtsratsposten, vorbei mit dem Ehrenamt beim *Croce Rossa*, das ihm wenigstens eine Million im Monat und eine gehörige Reputation in seinem Wahlkreis einbringt. Steuerfrei versteht sich!

«Sie wissen es doch selbst», sagt er und lächelt nervös, «keine Regierung hat es bisher länger als vier bis fünf Monate im Amt ausgehalten. Wenn Neuwahlen anstehen, und das wird im Oktober, spätestens jedoch im November sein, dann werden Sie von der *Partito Salvagente Italiano* einfach nicht mehr aufgestellt. Wir werden bis dahin sicherlich einen anderen Kandidaten gefunden haben.»

Ungläubig schaut Rossi von einem Herrn zum andern. «Das klingt nicht schlecht», denkt er, «das klingt überhaupt nicht schlecht!» Für eine Weile steht er da mit offenem Mund. Rossi beginnt schwankend zu werden.

Doch dann entdeckt er das Loch in der Buchhaltung.

«Und wenn ich dann ...», das Wort *Onorevole* kommt ihm nicht über die Lippen. «Wenn ich dann kein ..., wenn ich dann nicht mehr ..., wie ist es ..., wenn ich ...», stottert er. «Was ist dann mit meiner Arbeit ...? Bekomme ich meinen Platz im Bürgermeisteramt zurück?», platzt es aus ihm heraus. Die Sorge um seinen Arbeitsplatz treibt ihn um, und er ist erleichtert, den Satz zu Ende bekommen zu haben.

Varese grinst. Selbstsicher und kumpelhaft wissend, sieht er zunächst Smeraldi an, dann wendet er langsam den Kopf in Richtung Rossi, und fixiert verächtlich seinen Untergebenen. Wie weiland *Benito Mussolini* auf dem Balkon des *Montecitorio*, streckt

er den rechten Arm zu einer weit ausholenden Geste aus. So weit er kann, schiebt er das Kinn nach vorn, was seinem Gesicht eine eher komische Note gibt.

«Dafür verbürge ich mich Rossi, das kann ich Ihnen garantieren. Ich habe bereits mit dem Bürgermeister gesprochen, und der ist natürlich damit einverstanden.»

Rossi weiß, dass das gelogen ist. Er hat ja noch gar nicht zugesagt, außerdem, als die beiden Herren das *Municipio* verließen, da war der Bürgermeister bereits schon seit zwei Stunden zu Hause. Er konnte ihn also gar nicht gefragt haben.

Sein Einwand ist entkräftet. Natürlich traut Rossi seinem Vorgesetzten nicht, aber er kann nichts dagegen einwenden, ohne gleichzeitig Varese der Lüge zu bezichtigen.

Plötzlich stutzt Smeraldi, und sein Gesicht beginnt zu strahlen. Ihm ist etwas eingefallen, das Rossi überzeugen könnte.

«Außerdem wird unser verehrter Herr Presidente *Giovanni Leone* nur ein *Governo Balneare* bilden, da werden sowieso keine Entscheidungen getroffen. Nur Zeit brauchen wir jetzt. Etwas Zeit. Der Tod unseres geschätzten Kollegen hat uns nicht nur sehr betroffen gemacht, er hat unser Vaterland auch in eine tiefe Staatskrise gestürzt. Mit Ihrer Hilfe müssen wir einen Weg suchen das Dilemma zu beseitigen.»

Staatskrise sagt er, dabei meint er nur sein Pöstchen als Fraktionsvorsitzender. Seine Partei ist nur eine von vielen, die die Koalition der neu gewählten *Leone*-Regierung stützt, und wenn er den bereits gewonnen geglaubten Sitz des Onorevole Dottor Rossi verlöre, dann hätte seine Partei die Fraktionsgrenze unterschritten und er wäre nur noch ein einfacher Abgeordneter. Weiß der Himmel, wie er dann seine monatlichen Ausgaben bewältigen soll. Für Rossi mag die einfache Vergütung eines Abgeordneten ein Vermögen sein, für ihn ist es nur Kleingeld. Man gewöhnt sich eben schnell daran, viel Geld ausgeben zu können.

«*Balneare?*», fragt Rossi nach und sieht Signor Smeraldi verwirrt an. «Eine Baderegierung ...? Was soll denn das sein?»

So etwas hatte er noch nie gehört. Jedoch in einem Land, in dem die Regierungen schneller wechseln als das Wetter im April, hält er so etwas durchaus für möglich.

Smeraldi lacht und antwortet: «*Governo Balneare ...!*¹⁷ Ach, Sie wissen nicht, was das ist, mein verehrter Signor Rossi?»

¹⁷Mit dem Begriff *Governo Balneare* (Sommerregierung) ist zuerst in der journalistischen und später auch in der politischen Sprache die Exekutive der ersten Republik definiert worden. Eine solche Regierung wurde in der Sommerzeit mit der Aufgabe betraut, die laufenden Geschäften wahrzunehmen und den Staatshaushalt zu genehmigen, in Erwartung einer nachfolgenden politischen Erklärung, welche die Bildung einer stärkeren Regierung – mit einer politischen und programmatischen Adressierung – ermöglichen sollte. Es handelt sich also um eine Regierung, die von Anfang an als vorübergehend angesehen wurde und der man nur eine Dauer von wenigen Monaten zubilligte.

Die erste Sommerregierung wurde 1963 etabliert, ihr erster Ministerpräsident war Giovanni Leone.

Stumm schüttelt Rossi den Kopf und sieht den Herrn Abgeordneten aus großen Augen an.

«Sehen Sie», beruhigt Signor Smeraldi Herrn Rossi, «aus der Presse werden Sie entnommen haben, dass *Fanfani* die Vertrauensfrage stellen muss. Wir haben jetzt Mitte Juni, und wie Sie sich denken können, braucht eine Regierungsumbildung so seine Zeit, das kann man nicht noch schnell vor der Parlamentsferien übers Knie brechen. Die Verfassung», bei diesem Wort macht er eine wichtige Miene und hebt den Zeigefinger, «die italienische Verfassung erlaubt es nicht, die Vertrauensfrage zu verschleppen. So wie es aussieht, wird aber unserem geschätzten Kollegen, *Fanfani* das Vertrauen nicht ausgesprochen werden. Die Regierungskoalition ist sich nun einmal nicht einig in der Frage, ob die Autobahn in Richtung Ferrara gebaut werden soll oder nicht.

Damit nun die Herren Abgeordneten in ihre wohlverdienten Ferien gehen können, jedoch andererseits, wie ich gerade erläutert habe, die politische Lage recht prekär ist, haben sich alle Onorevoli geschlossen dafür ausgesprochen, eine Übergangsregierung zu implementieren, bis die Sommerpause vorbei ist. Sozusagen als Platzhalter für die zu wählende Regierung.»

«Also, dann wird in den nächsten Monaten überhaupt nicht regiert?»

«Nun», windet sich Smeraldi etwas, «ganz so ist es nicht. Regiert wird natürlich schon. So muss beispielsweise der Haushalt verabschiedet werden.»

Der Abgeordnete lächelt verlegen. «Sie verstehen... , sonst können die Diäten der Abgeordneten nicht angewiesen werden. Nun... , wie soll ich sagen, es werden eben keine wichtigen Entscheidungen getroffen. Keine Angst, niemand verlangt von Ihnen, dass Sie irgendetwas tun oder entscheiden. Am besten wär's, Sie würden einfach nur anwesend sein, sonst nichts.»

Leicht verwirrt sieht Rossi in die Runde. Er kann den Sinn dieser Antwort nicht entschlüsseln.

«Worin besteht denn das Regieren, wenn nichts geschieht?», will Rossi wissen.

Mit einer fahrigen Handbewegung wischt Smeraldi den Einwand beiseite.

«Das verstehen Sie nicht, mein Bester, beim besten Willen... , das verstehen Sie nicht! Dazu haben Sie nicht die nötige Erfahrung im Parlamentswesen.»

Erwartungsvoll und etwas mitleidig betrachtet er Rossi und wartet nervös auf eine Antwort.

«Dann müsste ich nur nach Rom fahren . . . , anstelle des Herrn Dottor Rossi?», sagt Rossi unsicher. Dass er nur für vier Monate den Platz des Verstorbenen einnehmen muss, beruhigt ihn. Außerdem hat es ihm der Freifahrtsschein der *Ferrovìa* angetan. Tief drinnen, in seinem Innern, hat er sich bereits entschlossen. Er wird den Vorschlag annehmen.

«Sie haben es erfasst, mein Lieber. Sie haben es schnell erfasst. Sie müssen sozusagen nur seinen Sessel warm halten, wenn ich das mal so flapsig ausdrücken darf.»

«Und . . . ?, wie lange wird dann diese Regierung überdauern . . . » Rossi überlegt und schüttelt den Kopf. Auch wenn im italienischen Parlamentsbetrieb schon viel passiert ist, aber so etwas hat er bisher noch nie gehört.

«Wir haben uns gedacht, bis Anfang November. Eben solange, bis die Sommerferien enden.»

«Also so lange dauert bei den Abgeordneten des italienischen Parlaments die Feriensaison!», überlegt Rossi, und die Idee, als Abgeordneter nach Rom zu gehen, wird für ihn immer attraktiver.

«Was ist . . . , Rossi? Können wir auf Sie zählen?» Dottor Smeraldi sieht ihm fragend ins Gesicht.

«Aber wenn sowieso Ferien sind, dann könnte ich doch auch einfach hier bleiben?», windet sich Rossi. Im Stillen hofft er, dass man ihm dann nur die hohen Diäten eines Abgeordneten auszahlt, nur fürchtet er, dass es so einfach nicht funktionieren wird.

Smeraldi steht auf und lacht. «Nun, so einfach ist das denn doch nicht!», wendet er ein. «An einigen Abstimmungen müssen Sie schon teilnehmen, das lässt sich wohl nicht vermeiden. Wie ich bereits ausführte, die Verabschiedung des Haushalts steht an, das duldet keinen Aufschub.»

Wieder lacht er gekünstelt und versucht, Rossi jovial das Knie zu tätscheln, erreicht es jedoch nicht. «Sie wissen schon . . . , die Diäten! Wovon sollten denn die Abgeordneten bis November leben, wenn sie keine Diäten erhielten? Aber keine Angst, ich werde Ihnen zur Seite stehen. Sie machen einfach das, was ich Ihnen vormache, kassieren Ihre Vergütung, und nach einem halben Jahr sitzen Sie wieder hier in *Casolaio di Cucuzzo*, an Ihrem Schreibtisch und machen wie gewohnt Ihre Arbeit, mein lieber Rossi.»

Ständig dieses *mein lieber Rossi*, denkt Rossi. Er kann es schon nicht mehr hören. Er traut sich nicht zu fragen, aber wenn er wüsste, wie viel so ein Abgeordneter im Monat verdient, dann würde das seine Entscheidung wesentlich vereinfachen. Eine Million, zwei Millionen, oder vielleicht sogar noch mehr? Ihm läuft das Wasser im Mund zusammen.

«Ein Salär von etwas mehr als vier Millionen sollte doch überzeugend sein», sagt Smeraldi in die Stille.

Rossi bleibt das Herz stehen. An so viel hatte er nicht gedacht. Vier Millionen! Unwillkürlich und insgeheim zählt er mit den Fingern mit. Ein ..., zwei ..., vier Monate mal vier Millionen, das ergibt sechzehn Millionen. Damit könnte er die gesamte Hypothek für sein Haus ablösen. Dann würde es endlich wieder ihm gehören. Daran, dass er in Rom auch Ausgaben haben wird, daran denkt der kleine Signor Rossi natürlich nicht.

«Bedenken Sie ..., Sie sind doch nur ein Abgeordneter auf Zeit, zur Probe sozusagen.»

Es ist diese Bemerkung des Herrn Smeraldi, die Signor Rossi endlich überzeugt. Er nickt. Zuerst schüchtern, doch dann etwas forscher. Seine Frau, Rosalia knufft ihn wieder in die Seite, und auf ihrem Gesicht setzt sich ein breites, zufriedenes Grinsen fest, das ihre grauen Falten besonders eindrucksvoll zur Geltung kommen lässt.

«Auf Probe also», sagt er schüchtern. «Und das Abonnement für die Eisenbahn, für mich und meine Familie?»

Die Herren springen auf und ergreifen fast gleichzeitig seine beiden Hände.

«Ich wusste doch, auf meinen Herrn Rossi ist Verlass», sagt Signor Varese hocherfreut. Erleichtert denkt er an seine Villa im Grünen, die nun vorerst gesichert scheint. Vielleicht sollte man doch mal mit dem Herrn Bankdirektor reden, und das fast kostenlose Darlehen in ein etwas weniger kompromittierendes umwandeln. Einen solchen Schock wie heute möchte er nicht noch einmal erleben.

«Sehen Sie, Herr Kollege», meldet sich Dottor Smeraldi zu Wort, «nun wird doch noch alles gut. Ich hätte unserem neuen Herrn Ministerpräsidenten Giovanni Leone nicht gut unter die Augen treten dürfen. Denken Sie doch ..., mit einem Herrn Enzo Baldoni als Abgeordneten für diesen Wahlkreis.»

«Erster Klasse ...», sagt Signor Rossi, und seine Frau, Rosalia nickt vehement dazu.

Fast synchron wenden sich die Gesichter seiner Besucher ihm zu. «Wie bitte?», erwidern die Herren im Gleichklang.

«Erster Klasse . . . , das Biglietto der Bahn . . . , für mich und meine Familie . . . ! Erster Klasse . . . ! Und wir können fahren, wohin wir wollen?»

Die Herren schauen sich etwas verdutzt an, dann begreifen sie, und ein Strahlen geht über ihre Gesichter.

«Aber ja doch, selbstverständlich. Erster Klasse, für Sie mein Bester, und natürlich auch für Sie, gnädige Frau. Wo denken Sie hin, wir können doch einen Abgeordneten nicht mit dem einfachen Plebs in einem Wagon zusammen fahren lassen.»

Signor Rossi ist bereits so besoffen von der Idee, Abgeordneter zu werden, dass er nicht merkt, dass er vor nur wenigen Minuten auch zu dem Plebs gehörte, von dem Signor Varese gerade so abfällig sprach.

Rosalias faltiges Bauerngesicht dagegen färbt sich noch eine Nuance röter, als es zuvor war. Seit sie das *Gnädige Frau* gehört hat, schwebt sie in anderen Gefilden. Für sie ist es bereits abgemachte Sache. Ihr Mann ist Onorevole, und sie ist die Frau eines Onorevole. Sie kann sich bereits jetzt schon nicht mehr vorstellen, dass es jemals anders gewesen ist.

Doch plötzlich ist es ausgerechnet ihr Mann, der die schillernde Seifenblase jäh zum Platzen bringt.

«È Dottore», sagt Signor Rossi schüchtern.

Dottor Smeraldi fühlt sich angesprochen und dreht sich um: «Ja, bitte?»

«È Dottore», wiederholt sich Rossi.

«Was ist denn Signor Rossi?», erwidert Dottor Smeraldi leicht ungehalten. «Der Freifahrtschein . . . », abfällig macht er eine wegwerfende Handbewegung, «ja . . . , den bekommen Sie natürlich.»

Aber Signor Rossi meint etwas anderes, etwas, das die Dauer seiner Zeit als Abgeordneter in den Minutenbereich verweisen könnte.

«Der tote Dottor Rossi», sagt er leise zu Dottor Smeraldi gewandt. «Onorevole Dottor Rossi ist doch Avvocato, und einen Dokortitel hat er auch!»

Etwas betreten sehen sich die beiden Herren an. Mit dieser Wendung haben sie nicht gerechnet. Natürlich, Dottor Rossi ist . . . , vielmehr war zu seinen Lebzeiten Avvocato gewesen, und einen Dokortitel hatte er auch. Und so etwas kann man

nicht mal eben in fünf Minuten nachholen. Ja, nicht einmal eine Woche würde dazu reichen, und das ist genau die Zeitspanne, die sie noch haben, bevor sie im *Montecitorio* zur Wahl des neuen Ministerpräsidenten erscheinen müssen. In den Abgeordnetenlisten erscheint der Onorevole mit Titel, Namen und allem Drum und Dran. Es wäre denn doch zu dreist, den neuen Onorevole Rossi einfach mit allen Titeln zu schmücken, so wie man einen Weihnachtsbaum vor dem Christfest mit Lametta behängt.

Doch plötzlich hellt sich der Ausdruck im Gesicht des Signor Varese auf. Er erinnert sich, dass der Herr Bürgermeister seit zwei Wochen auch einen Dokortitel hat. Erst kürzlich bei der letzten Stadtratssitzung, da hat er es ausgerollt, das Dokument. Vor dem versammelten Kollegium! Fast einen Meter in der Breite und noch etwas mehr in der Länge maß es. Sogar in Farbe! Der Pedell der nahe gelegenen Schule musste extra einen Rahmen anfertigen lassen. Mit Glas *bombato*¹⁸ und einer fast zwei Zentimeter breiten Facette.

In einem vornehm, dunkelbraunen Ton gehalten, schweben zwei riesige Adler mit majestätisch ausgebreiteten Schwingen über dem weit ausladenden, kalligrafisch gestalteten Namenszug des frisch zum Doktor gekürten Bürgermeisters.

DOTTOR GIORGIO BRAMBILLA

Jeder der königlichen Vögel hält eine sich windende Schlange in seinen Klauen, die sich wiederum um zwei dorische Säulen schlingen. Im Hintergrund zwei gekreuzte Schwerter, mit einem kompliziert verschnörkelten Wappen unterlegt.

Darunter viele bunte, sich wieder und wieder durchdringende Rocailles, über und über Schleifen und Schlaufen. Der Rand des festen Hochglanzkartons in geprägtem Eierstock-Muster gefasst. Das untere Drittel ist angefüllt mit mehreren imposanten Siegel und einer Unzahl unleserlicher Unterschriften, eine länger als die andere. Mit Professoren- und mehrfachen Dokortiteln haben sie unterschrieben, die hohen Herren im fernen Kolumbien, die freilich noch nie mit profunden wissenschaftlichen Ergebnissen an die Öffentlichkeit getreten sind.

¹⁸gewölbt

Im Bürgermeisteramt haben sie alle gratuliert. Obwohl jeder wusste, dass der Titel nur gekauft war. Was hätten sie auch tun sollen? Er ist der Chef, und er bestimmt, worüber man sich im Amt zu freuen hat.

Die ausstellende Universität in Kolumbien ist eine von der italienischen Regierung anerkannte Bildungseinrichtung im fernen Südamerika, und deshalb ist der Titel echt! Nach allen Regeln der Vergabe von akademischen Würden!

Vor Jahren hatte man im Parlament beschlossen, die Berufsabschlüsse aller lateinamerikanischen Länder anzuerkennen. Auf einen Schlag und ohne nachzuprüfen!

Der Grund hierfür lag an der hohen Zahl von Italienern, die in Argentinien ihr Glück suchten. Ein italienischer Schreiner war in Argentinien kein Schreiner, ein *Macellaio* durfte nicht als *Macellaio* arbeiten, und ein *Muratore* . . .

Natürlich beruht so eine Anerkennung auf Gegenseitigkeit, und so wurden alle Titel und Abschlüsse des fernen Kontinents in Italien ebenfalls anerkannt. Die geplagten italienischen *Professionisti*¹⁹ hatten es danach in der Ferne etwas einfacher.

Das Abkommen wurde unterzeichnet, und zuerst funktionierte auch alles ganz gut. Ein italienischer *Falegname*²⁰ war nun auch in Kolumbien ein Schreiner, ein *Macellaio* blieb auch in Argentinien ein Fleischermeister, und ein *Muratore* konnte sogar in Ecuador noch als Maurer arbeiten.

Was man jedoch nicht bedacht hatte: In das Abkommen hatten die Südamerikaner auch alle Universitätsabschlüsse hineingemogelt. Nun, gemogelt ist vielleicht das falsche Wort. Da die italienische Delegation während der Verhandlungen drei Mal ausgewechselt werden musste – die Regierung wurde vier Mal umgebildet –, kannte sich niemand mehr so genau mit dem Vertragstext aus, als er endlich unterzeichnet werden sollte.

Und schnell fand ein findiger Italiener heraus, dass das Spiel auch anders herum funktionierte. Von einer windigen Urwalduniversität kaufte er sich einen Titel und ließ ihn bei den italienischen Behörden anerkennen. Es dauerte nicht lange, da herrschte auf dem Titelmarkt eine wahre Inflation, mit der nicht einmal die Steigerungsrate der Währung Schritt halten konnte. Jeder in Politik und Wirtschaft, der etwas auf sich hielt, zahlen konnte und über ein nur schwach ausgeprägtes Selbstwertgefühl verfügte, schmückte sich mit dem wunderbaren Titel. Und der Wahlleiter

¹⁹Fachmann

²⁰Schreiner

im *Montecitorio* hatte sich bereits angewöhnt, beim Verlesen der Stimmen den Doktor quasi frei Haus mitzuliefern.

Seit dieser Zeit gilt in Italien das Sprichwort:

ALL' UNIVERSITÀ SI PRENDE SEMPRE UN BUON CAFFÈ E UNA LAUREA.²¹

Um den Zustand wieder zu ändern war es bereits zu spät. Die Habenichtse beschwerten sich, dass ihnen die Möglichkeit genommen werden sollte, auf einfache Art in den Genuss der Würden eines Akademikers zu kommen, und die bereits Geschmückten wollten ihren Titel, für den sie so viel bezahlt hatten, nicht mehr hergeben.

Außerdem gilt im deutschen wie im italienischen Parlament der schöne Spruch:

ES BRAUCHT EINE LEGISLATURPERIODE UM EINE VERORDNUNG ZU BESCHLIESSEN,
JEDOCH EINEN WELTKRIEG, UM SIE WIEDER LOSZUWERDEN.

Echt war es also, das Doktor-Diplom des Herrn Brambilla. Nicht weniger echt als alle Diplome aller italienischen Universitäten. Es war nur würdevoller, eindrucksvoller, einfach charismatischer. Verglichen mit dem quadratmetergroßen Hochglanzplakat nahmen sich die lieblos gemachten, nur auf einfachem A4-Papier gedruckten, schlecht gestalteten Dokumente der Universtätén von Parma, Milano oder gar der Sapienza in Rom ziemlich dürftig aus.

Fast fünfhunderttausend Lire hat ihn das Dokument gekostet. Und nun hängt es in seinem Büro, gleich hinter seinem Schreibtisch an der Wand zwischen den Fenstern.

«Man müsste den Bürgermeister fragen», sagt Signor Varese und faltet nachdenklich seine Stirn in tiefe Denkerfurchen.

Beide, Signor Rossi und Signor Smeraldi, blicken stumm, verständnislos auf Signor Varese, doch der wiegt nur nachdenklich sein Haupt.

Auch wenn es etwas länger als die eine Woche dauern würde, aber damit käme man durch, denkt sich der. Ja, man müsste den einfachen Herrn Rossi nur zu einem Doktor machen, ihm den Titel eines *Avvocato* verschaffen, und schon wäre die eigene

²¹An der Universität bekommt man zu einem guten Kaffee immer auch ein Doktordiplom geschenkt.

Villa wieder um eine Nuance sicherer, und das mit der Umwandlung der Hypothek könnte er ebenfalls noch etwas hinauszögern. Mal sehen, vielleicht könnte man ja so etwas wie Rabatt bekommen, wenn man gleich für sich selbst auch einen solchen schönen Titel erwerben würde. Sozusagen in einem Aufwasch, zwei für einen, wie's manchmal am Markt auch für *Cavolvio*²² funktioniert.

Signor Varese lächelt weltvergessen und versonnen. In Gedanken sieht er sich bereits beim Einkaufen:

«Buon Giorno Dottore . . . , womit kann ich Ihnen dienen?»

Oder im Bürgermeisteramt:

«Wie geht's, wie steht's, Dottore . . . , haben sie gut geschlafen?»

Doch . . . , so ein Dokortitel würde auch ihm gut gefallen.

«Varese . . . », rüttelt ihn der Dottore aus seinen Träumen. «Signor Varese, was haben Sie? Ist Ihnen nicht wohl?»

Varese schreckt auf, sagt etwas verwirrt: «*Mi scusi*²³», und beginnt die absonderliche Geschichte mit dem Dokortitel des Herrn Bürgermeisters zu erzählen.

Rosalia hört andächtig zu. Sie begreift nur die Hälfte von dem, was der Chef ihres Mannes da erzählt, jedoch eines kapiert sie: Es bedeutet, dass die Frau von diesem Olivieri rechts von ihrem Grundstück, die immer die Köpfe ihrer Blumen abschneidet, wenn sie durch den Zaun spitzen, dass die sich sehr bald ziemlich ärgern wird. Und dass die Nachbarin auf der anderen Seite, die beim Sprengen des Gartens immer Rosalias Wäsche absichtlich nass macht, dass die sie vielleicht schon sehr bald mit *Frau Doktor* wird anreden müssen. Und wenn sie die Frau eines Abgeordneten sein wird, da wird man schon sehen, wer da wem die Blumen abschneidet. Den Garten . . . , ach was . . . , das ganze Haus wird sie ihr wegnehmen lassen. Dann kann sie sehen, wo sie bleibt.

Auch Rossi, in seiner Fantasie schon ganz in Amt und Würden, ist von dem überzeugt, was Signor Varese da erzählt. Er kann es bereits vor sich sehen. Einen Schreibtisch in einem großen Büro in Rom, rechts und links ein großes Fenster und dazwischen, hinter dem weißen Nappa-Ledersessel, sein *Diploma*. Und wenn der Herr Bürgermeister das darf, dann wird man ihm das wohl auch nicht verbieten können.

²²Blumenkohl

²³Entschuldigung

«Die Kosten für Ihren Universitätsabschluss übernimmt natürlich die Partei», sagt Doktor Smeraldi jovial und reißt damit seinen neu gewonnenen Fraktionskollegen aus den Träumen.

«Am besten wird sein, Sie machen gleich einen Doktor der Jurisprudenz daraus», sagt Signor Smeraldi zu Herrn Varese gewandt. «Damit alles seine Ordnung hat ..., Sie verstehen. Nur für den Fall, dass da jemand nachfragt. Ich will da keine Probleme haben.»

Alle Herren nicken sich zu, und die Herren Smeraldi und Varese trinken nun doch noch einen Schluck des etwas sauren Chianti-Weines, den Rossi für besondere Gelegenheiten in seinem schmalen Kellerabteil vorrätig hält.

Die ganze folgende Nacht können die Rossis nicht schlafen. Für Stunden liegt Rosalia wach und murmelt immer dieselben Worte:

«*Mio Dio!* Die Ferrovia ..., erster Klasse ..., ganz umsonst ..., und wohin wir wollen!»

Auch Rossi kann es noch nicht fassen. Heute Morgen noch war er ein kleiner Angestellter in der Stadtverwaltung von *Casolaio di Cucuzzo*, und nun liegt er im Bett als Abgeordneter der Republik mit einem richtigen Universitätsabschluss, einem Dokortitel sogar. Nun, ganz so richtig ist er nicht, der Abschluss, aber er sieht immerhin gut aus, weiß er und denkt an die wunderschöne Tapete an der Wand hinter dem Schreibtisch des Bürgermeisters Brambilla, mit den beiden majestätischen Adlern und den dorischen Säulen.

Noch hat er den Titel nicht, noch ist er kein Onorevole. Aber er vertraut den organisatorischen Talenten seines Vorgesetzten, der, so fällt ihm ein, dann die längste Zeit sein Vorgesetzter gewesen ist.

Bald wird ein anderer Wind wehen, denkt er, während ihm langsam die Augen zufallen, jetzt wird er das Sagen haben, und vielleicht wird ihn sogar der Bürgermeister einladen, falls er wirklich mal die Zeit finden sollte, seinem so unvermutet gewonnenen Wahlkreis einen Besuch abzustatten.

«Rossi hin, Rossi her, Varese hat schon recht», beruhigt er sich schlaftrunken, während er sich wohligh unter seiner Decke räkelt, «einen Rossi haben sie gewählt, und ein Rossi geht nach Rom. Es hat schon alles seine Richtigkeit!»

Montag, 8. Juli 1963

Die Amtseinführung war wenig spektakulär. Gleich nach der Ankunft in Rom wies ihm Smeraldi ein Büro zu. Es war ein kleines *Sgabuzzino*²⁴ mit einem noch winzigeren Vorraum, in der er eine Sekretärin vorfand, die bei ihrem Eintreten sofort aufsprang und eine devote Haltung einnahm. Nur wusste Rossi nicht, was er mit ihr anfangen sollte.

«Dottore», adressierte ihn Smeraldi, obwohl der ersehnte Titel aus Kolumbien überhaupt noch nicht eingetroffen war, «Dottore ..., das ist Signora Milanese ... Sie wird Ihnen bei der Arbeit zur Hand gehen. Wenn Sie wollen, dann können Sie natürlich auch einen Mitarbeiter einstellen, eine Hilfskraft steht jedem Abgeordneten zu.»

Rossi nickte nur. Was sollte er mit einem Mitarbeiter anfangen? Er, der bis vor vier Wochen noch selbst nur Mitarbeiter war? Er wusste ja nicht einmal, was er mit der Sekretärin beginnen sollte. Ein kurzer Blick zeigte ihm, als Geliebte taugte sie nicht viel. Abgezehrt, verhärmt, ohne jeglichen fraulichen Chic, da könnte er ja gleich seine Frau aus *Casolaio di Cucuzzo* kommen lassen.

Alcida Milanese, ein ältliches, vertrocknetes und recht spätes Mädchen, hatte in den dreißig Jahren aufopferungsvoller Arbeit im Dienste des Parlaments keinen Mann abbekommen. Sie zählte erst 49 Jahre, jedoch ihr dünnes, an den Schläfen bereits ergrautes Haar ließ sie wesentlich älter erscheinen. Zu einem strähnig-mageren Dutt hochgesteckt, signalisierte ihre Frisur deutlich, dass sie keinerlei Wert auf Wirkung beim anderen Geschlecht legte. Die hagere, etwas nach vorn gebeugte Gestalt, die jede, aber auch wirklich jede Art weiblicher Attribute vermissen ließ unterstrich diesen Eindruck noch. Auch ihre Art sich zu kleiden, hatte einen Hauch der frühen fünfziger Jahre. Seit ihrem neunzehnten Lebensjahr arbeitete sie nun schon im Parlament. Nicht ein einziges Mal befördert, niemals mit einer Gehaltserhöhung außer der Reihe bedacht, in einer Abstellkammer vergessen, immer dem nächsten *Principianti*²⁵ zugewiesen, fristete sie ihr Leben in Einsamkeit und Tristesse.

Als Smeraldi sie vorstellt, macht sie tatsächlich eine Art Knicks und sieht Rossi mit Ehrfurcht und Bewunderung an, die er nur mit seiner Art Schüchternheit reflektieren kann. Noch ist er der kleine Angestellte aus *Casolaio di Cucuzzo*, hat sich noch nicht an seinen Status gewöhnt, seine Würde. Der Dokortitel *in arrivo*²⁶ könnte ihm helfen, seine Unsicherheit zu überspielen, aber der lässt seit Wochen auf sich warten.

²⁴Eine Art Abstellraum

²⁵Anfänger

²⁶in Erwartung

Artig reicht er ihr die Hand und hofft, sie möge sich wieder an den kleinen Schreibtisch setzen, auf dem gerade einmal die klobige Schreibmaschine vom Typ *Remington Standard Mod 7 Inch* Platz hatte. Auf den Tasten bemerkte er eine feine Staubschicht, die darauf schließen lässt, dass sie in der letzten Zeit wohl nicht benutzt wurden, und Rossi fragt sich, was Signora Milanese den ganzen Tag in ihrem kleinen Abstellkammerchen so machte.

Rossi nimmt sich vor, das Büro nur selten zu besuchen. Sonst müsste er ständig in diese ausdruckslosen Augen sehen und das würde ihn sicherlich sehr traurig stimmen.

Smeraldi hatte Recht behalten. In der folgenden Zeit gab es kaum etwas zu tun. Nur zwei Mal musste er im Plenarsaal zu Abstimmungen erscheinen, und der Fraktionsvorsitzende der *Partito Salvagente Italiano* zeigte ihm, welchen Zettel er wie auszufüllen hatte.

Zunächst freilich musste er sein Appartement einrichten, dass ihm von der Verwaltungsstelle ebenfalls zugewiesen worden war. Mit knapp 120 m² war es mindestens viermal so groß wie sein Büro im *Montecitorio*, hatte einen wunderbaren Ausblick auf den Tiber, der jedoch manchmal, wenn mittags die Sonne besonders stark herunterbrennt, durch einen fürchterlichen Gestank getrübt wird. Er würde sich die Arbeit mit nach Hause nehmen, dachte er, wenn es sich denn überhaupt nicht vermeiden ließe.

Die Tage gingen dahin, und Rossi fügte sich in seine Rolle. Er vermied es, zusammen mit anderen Abgeordneten in die Mensa zu gehen. Vor lauter Angst, man könnte ihn in ein Gespräch verwickeln, war er immer der erste, der nach einer Abstimmung das Plenum verließ. Die vielen Feste und Feiern ließ er aus, weil er fürchtete sich zu verraten. Smeraldi half ihm zwar wo immer es ging, aber Rossi fühlte sich einfach nicht wohl in seiner Rolle. Diäten hin, Diäten her ..., ihm wäre es lieber gewesen, er säße wieder zu Hause in *Casolaio di Cucuzzo*, an seinem Schreibtisch und würde die Demütigungen des Bürgermeisters über sich ergehen lassen, dafür aber jeden Ersten des Monats sein mageres Gehalt ausbezahlt bekommen.

Kapitel 3

Wenn man nur könnte ...!

4. Dezember 1963

Dottor Rossi sitzt auf der Toilette im kühlen Keller des Montecitorio. Er hat Durchfall. Es ist schon das dritte Mal diese Woche, und dieses Mal geht es ihm wirklich schlecht. Er hatte so sehr gehofft, dass es ihm heute besser gehen würde, denn mit der Regierungskoalition steht es nicht zum besten. Leone muss die Vertrauensfrage stellen. Er hatte sich entschlossen, aus der Strandbadregierung eine richtige zu machen, aber das kam bei seinem Parteigenossen Aldo Moro gar nicht gut an. Er hat seinen Hut in den Ring geworfen, gleich neben den des Herausforderers Aldo Moro. Jede Stimme zählt, und wenn Rossi heute auch wieder die Stimmabgabe versäumen würde, könnte ihn dies seinen Abgeordnetenposten kosten. Leone musste gewinnen, Smeraldi hatte es ihm ans Herz gelegt, ansonsten könnte es sein, dass die *Partito Salvagente Italiano* in einer Moro-Regierung nicht mehr gebraucht würde, und aus wäre es mit dem schönen Posten des Staatssekretärs, für seinen Fraktionsvorsitzenden Dottor Smeraldi.

«Dottor Rossi, Dottor Giuseppe Rossi, bitte in den Sitzungssaal kommen, die Abstimmung beginnt in fünf Minuten.»

Die von den gekachelten Wänden zurückgeworfene Lautsprecherdurchsage ist kaum zu verstehen, jedoch Rossi weiß, dass er gemeint ist.

Die komplizierte Technik ist erst vor wenigen Wochen installiert worden.

Für Tage musste man sich unter Leitern ducken, über Kabelrollen, kleine und große Schachteln hinwegsteigen und Handwerkern in blauen Arbeitsanzügen ausweichen. Und ausgerechnet heute ist der Tag, an dem die Anlage endlich in Betrieb genommen wird.

Dass sie montiert werden sollte, darüber war man sich einig, doch die intensiven Beratungen zogen sich über die gesamte Legislaturperiode von vier Jahren hin. Jede

der vier Regierungen – oder waren es fünf? – reichte sie an die nächste weiter. Und jedes Mal, wenn der Betrag für diese nützliche Einrichtung bewilligt, die Bestellung endlich aufgegeben werden sollte, verließen alle Linksparteien geschlossen und unter Protest den Plenarsaal.

«Wenn auch dieses Mal kein sozialistisches Bruderland mit dem lukrativen Auftrag bedacht wird, dann ist mit unseren Stimmen nicht zu rechnen», tönte der Chef der *Comunisti* aus seiner linken Ecke, und der Fraktionsvorsitzende der *Socialisti* nickte zustimmend, bevor die Onorevoli im Gänsemarsch den stickigheißen Saal verließen.

Zuerst einigte man sich darauf, einige Preisangebote einzuholen. Immerhin war damit noch keine politische Präferenz festgelegt, obwohl auch hier die *Comunisti* maulten, man solle doch nur kommunistische Bruderländer berücksichtigen.

Der Kostenvoranschlag aus Deutschland erreichte Italien nach nur einer Woche.

Nicht billig, aber dafür mit einer Erfolgsgarantie ausgestattet. Für den Fall, dass die Anlage nicht funktionieren sollte, würde der gesamte Betrag anstandslos zurückgezahlt werden, ließen die Deutschen das Parlament wissen. Und auf dieses Versprechen, so wusste man, war auch Verlass!

Die Amerikaner waren fast gleich schnell. Ihr Kostenvoranschlag erreichte die Regierung nur drei Tage später. Er war nicht wesentlich teurer als der der Deutschen, dafür aber ohne Garantie. Zudem wollten sie, im Gegensatz zu den *Tedeschi*, entweder eine Bezahlung in Dollar oder eine Anzahlung von fast neunzig Prozent des Kaufpreises vorab. Höchstwahrscheinlich wegen der galoppierenden Inflation. Sie wussten: Von Baubeginn bis zur Bezahlung konnten Jahre vergehen. Wer konnte da schon wissen, was die Lira dann noch wert sein würde!?

Das sowjetische Angebot trudelte erst nach einigen Monaten ein. Es war billig, jedoch nicht preiswert, denn als man eine Abordnung von sieben Onorevoli mitsamt ihrem Gefolge nach Sofia schickte, um ein baugleiches Modell in der Praxis zu erleben, da waren zwar alle bulgarischen Abgeordneten voll des Lobes, nur als man von italienischer Seite eine Vorführung erbat, da kratzte sich der Präsident des sozialistischen Partnerlands verlegen seine Kopfschwarte.

Es gebe da nur ein kleines Problem, sagte er den Italienern. Die Anlage sei wunderbar, großartig, sozialistisch eben.

«Sehen Sie . . .», und wie um eine Glasorgel zum Klingen zu bringen, fuhr er mit dem Finger um einen der blitzenden Lautsprecher herum.

«Sogar Chromleisten haben die Russen eingebaut, obwohl Chrom im *Comecon* zur Zeit kaum zu bekommen ist.»

Und das Bedienpult sei mit gebürstetem Aluminium abgedeckt. Toll, phantastisch, eben sozialistisch. So etwas bekämen die dekadenten Techniker aus den kapitalistischen Ländern überhaupt nicht hin. Es sei doch klar, für eine solche Technik brauche es eben die richtige Weltanschauung.

Im Augenblick könne man jedoch die Anlage nicht vorführen, denn unglücklicherweise funktioniere die ausgebuffte russische Technik nicht. Oh . . ., der Einbau ging reibungslos vonstatten, damit hätten die Experten aus der Sowjetunion keinerlei Probleme gehabt. Nur ausprobieren oder in Betrieb nehmen, habe man sie nicht können. Es fehle das Teil eines Zulieferers aus der DDR, und gerade dieses sei im Fünfjahresplan des sozialistischen Bruderlands nicht vorgesehen. Man hoffe aber, dass es in etwa sechs Jahren verfügbar sein wird und dann würden die Lautsprecher alle wunderbar funktionieren. So jedenfalls hatten es die sowjetischen Monteure versichert.

So ganz nebenbei ließ man die *Onorevoli* wissen, dass die russische Anlage reiner Schrott sei, und wenn man – wie das kapitalistische Italien – die Möglichkeit gehabt hätte, die Anlage bei den *precisi Tedeschi*¹ zu bestellen, dies sicherlich auch getan hätte. Aber leider . . ., wie das Beispiel von 1956 in Ungarn gezeigt habe, sei so etwas sehr gefährlich.

«Schließlich können wir doch nicht wegen einer einfachen Lautsprecheranlage den Einmarsch aller sozialistischen Bruderländer riskieren», meinte lachend einer der Abgeordneten des bulgarischen Parlaments hinter vorgehaltener Hand.

Auch wenn die technische Analyse eindeutig die deutsche Anlage favorisierte, so waren die Abgeordneten der *Comunisti* nicht damit einverstanden, sie auch dort zu bestellen. Und es hätte nur einer fehlenden Stimme bedurft, und die Regierung wäre wegen einer einfachen Lautsprecheranlage zum neunzehnten Male gestürzt worden.

¹präzisen Deutschen

Um dies zu vermeiden, einigte man sich schließlich darauf, die Technik von einer Firma in der Nähe von Parma zu beziehen, auch wenn sie fast das Vierfache von dem kostete, was die Deutschen in Rechnung stellen wollten und die Montage sechs Wochen länger dauerte als versprochen. Dafür sangen die Arbeiter, *Un Mazzolin' di Fiore, Le colline sono in Fiore* oder *Romagna Mia*. Alles Lieder, die man als Abgeordneter wenigstens verstand, und so manch einer von ihnen ganz leise mitsummen konnte.

In jedem Falle blieb festzustellen: Für den Betrag, den man für die aufwändige Technik bewilligen musste, funktionierte die Anlage eher schlecht. Die Ansagen waren kaum verständlich, und in den Waschräumen hallten sie so stark nach, dass man sich fast in einen der vielen römischen Bahnhöfe versetzt fühlte.

«Dottor Rossi, Dottor Giuseppe Rossi, bitte in den Sitzungssaal kommen, die Abstimmung beginnt in fünf Minuten»,

ertönt es wieder, krächzend, kaum verständlich, jedoch Rossi weiß, wer gemeint ist.

Auch die vielen anderen Male hat er sich vor den Abstimmungen drücken können, und niemandem ist das aufgefallen. Doch heute geht's ums Ganze. Ein Gesetzesvorschlag der Regierung ist durchgefallen, und nun muss der Führer der *Coalizione, Giovanni Leone*, die Vertrauensfrage stellen. Warum das ausgerechnet heute geschehen muss und warum überhaupt, hat Rossi nicht verstanden. Es geht um irgendeine Kleinigkeit, die ihn weder interessiert noch bewegt.

Wenn jedoch dieses Mal *Leone* durchfallen sollte, dann würde man eine neue Regierung bilden müssen. Der neue Kandidat heißt *Aldo Moro*. Wie *Leone* auch, ein Mann der Rechten. Rossi hat einfach nicht verstanden, weshalb man jetzt, nach nur sechs Monaten im Amt, einen neuen Ministerpräsidenten braucht. Noch dazu einen, der derselben Partei angehört wie der noch amtierende.

Dottor Smeraldi, Rossis Fraktionsvorsitzender, hatte ihm kurz vor der Wahl eingeschärft:

«Dieses Mal müssen Sie präsent sein, Rossi. Sie müssen unserem Präsidenten das Vertrauen aussprechen. Wenn wir damit nicht durchkommen, dann wird Moro ein neues Kabinett bilden müssen, und ob wir dann noch an der Regierungsverantwortung beteiligt werden, ist mehr als fraglich», sagte Smeraldi, und hob warnend seinen Zeigefinger.